

Geschwister im Schatten

Eine qualitative Forschungsarbeit über Bedürfnisse und Resilienz von
Geschwisterkindern in sozioökonomisch benachteiligten Familien

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

SA. 382 – Bachelorarbeit

Abgabetermin

31.12.2025

Begleitperson

Judith Adler

Mayra Flügel

mayra.fluegel@stud.hslu.ch

Gianna Modolo

gianna.modolo@stud.hslu.ch

Bachelor-Arbeit

Ausbildungsgang Bachelor in Science of Social Work
Kurs Sozialpädagogik

Namen Flügel Mayra, Modolo Gianna

Haupttitel BA Geschwisterkinder im Schatten

Untertitel BA Eine qualitative Forschungsarbeit über Bedürfnisse und Resilienz von Geschwisterkindern in sozioökonomisch benachteiligten Familien

Diese Arbeit wurde am **31.12.2025** an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit eingereicht. Für die inhaltliche Richtigkeit und Vollständigkeit wird durch die Hochschule Luzern keine Haftung übernommen.

Studierende räumen der Hochschule Luzern Verwendungs- und Verwertungsrechte an ihren im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten ein. Das Verwendungs- und Verwertungsrecht der Studierenden an ihren Arbeiten bleibt gewahrt (Art. 34 der Studienordnung).

Studentische Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit werden unter einer Creative Commons Lizenz im Repositorium veröffentlicht und sind frei zugänglich.

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive
der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Urheberrechtlicher Hinweis:

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz (CC BY-NC-ND 3.0 CH) Lizenzvertrag lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten.

Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

Keine weiteren Einschränkungen — Sie dürfen keine zusätzlichen Klauseln oder technische Verfahren einsetzen, die anderen rechtlich irgendetwas untersagen, was die Lizenz erlaubt.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

Vorwort der Studiengangleitung Bachelor

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von mehreren Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme und Entwicklungspotenziale als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Denken und Handeln in Sozialer Arbeit ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es liegt daher nahe, dass die Diplomand_innen ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Fachleute der Sozialen Arbeit mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachkreisen aufgenommen werden.

Luzern, im Januar 2026

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Studiengangleitung Bachelor Soziale Arbeit

Abstract

Die Bachelorarbeit von Mayra Flügel und Gianna Modolo untersucht die Lebensrealitäten von Geschwisterkindern, die mit einem Geschwister mit Behinderung in sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen aufgewachsen sind. Ausgangslage bildet die bisherige Forschung zu Geschwisterkindern, in welcher der Einfluss eines niedrigen sozioökonomischen Status bislang unzureichend berücksichtigt ist. Im Fokus stehen Erfahrungen aus der Kindheit und Jugend, die aus der Retroperspektive beschrieben werden. So wie die Fragen, wie ein niedriger sozioökonomischer Status die Entwicklung von Bedürfnissen und Resilienz der Geschwisterkinder beeinflusst und welche Bedeutung dies für die Soziale Arbeit hat. Methodisch basierte die Arbeit auf einer qualitativen Untersuchung. Es wurden leitfadengestützte Interviews mit Geschwisterkindern und Expert*innen durchgeführt. Die Ergebnisse zeigten, dass Geschwisterkinder bereits früh Verantwortung übernahmen, eigene Bedürfnisse zurückstellten und mit verschiedenen Belastungen auf unterschiedlichen Ebenen konfrontiert wurden. Es wurden verschiedene Faktoren sichtbar, die die Resilienz beeinflussten. Der sozioökonomische Status erwies sich dabei als wichtiger Faktor, der Belastungen und den Zugang zu Unterstützungsangeboten beeinflusste. Aus den Ergebnissen wird ersichtlich, dass Geschwisterkinder in sozioökonomisch benachteiligten Lebenslagen ein erhöhtes Risiko für langfristige Belastungen tragen und dass eine frühzeitige, ressourcenorientierte und strukturell zugängliche Unterstützung durch die Soziale Arbeit zur Stärkung ihrer Resilienz beitragen kann. Daraus ergibt sich, Geschwisterkinder als eigenständige Zielgruppe der Sozialen Arbeit anzuerkennen und ihre Perspektiven systematisch in präventive und unterstützende Angebote einzubeziehen.

Danksagung

Die Autorinnen der Bachelorarbeit Mayra Flügel und Gianna Modolo bedanken sich recht herzlich bei allen Personen, die zu der Entstehung dieser Arbeit beigetragen haben. Ein besonderer Dank gilt den Institutionen und den Vereinen, die unsere Anfrage unterstützt und bei der Vermittlung der Interviewpartnerinnen geholfen haben. Ein grosses Dankeschön gilt den Teilnehmerinnen der Interviews. Mit ihrer Offenheit, ihrem Vertrauen, der Bereitschaft ihre Erfahrungen und Wissen zu teilen, wurde ein grosser Beitrag an die Bachelorarbeit geleistet. Ein weiterer Dank gilt unserer Betreuungsperson Judith Adler für die fachliche Begleitung, konstruktiven Rückmeldungen und wertvollen Impulse während des gesamten Arbeitsprozesses. Darüber hinaus bedanken wir uns bei allen Personen, die die Arbeit gegengelesen und durch wertvolle Rückmeldungen zur Qualität dieser Bachelorarbeit beigetragen haben. Ein grosser Dank gilt unserem sozialen Umfeld für die Unterstützung, Geduld und Ermutigung. Nicht zuletzt bedanken wir uns beieinander für die Zusammenarbeit als Team, welche durch gegenseitiges Aufbauen, Vertrauen, Wertschätzung und offener Kommunikation geprägt war.

Inhaltsverzeichnis

Abstract.....	I
Danksagung	II
Inhaltsverzeichnis.....	III
Abkürzungsverzeichnis.....	VII
1 Einleitung	1
1.1 Ausgangslage	1
1.2 Ziele und Motivation.....	3
1.3 Annahme und Fragestellungen	4
1.4 Abgrenzung	5
1.5 Berufsrelevanz für die Soziale Arbeit.....	5
1.6 Aufbau der Arbeit	6
2 Theoretische Grundlagen	7
2.1 Geschwisterbeziehungen	7
2.1.1 Charakteristika und Besonderheiten von Geschwisterbeziehungen	7
2.1.2 Merkmale und Dynamiken von Geschwisterbeziehungen	8
2.1.3 Bedeutung von Geschwisterbeziehungen für die Persönlichkeitsentwicklung	8
2.2 Geschwister von Menschen mit einer Behinderung.....	9
2.2.1 Einflüsse auf das Geschwisterkind	9
2.2.2 Einflüsse auf die Geschwisterbeziehung	10
2.2.3 Einflüsse auf die Eltern-Kind-Beziehung	11

2.2.4	Einflüsse auf die Familie	11
2.2.5	Gesellschaftliche und Umweltfaktoren.....	12
2.3	Bedürfnisse der Geschwisterkinder.....	13
2.3.1	Grundbedürfnisse nach Grawe.....	13
2.3.2	Grundbedürfnisse nach der Zürcher Schule	14
2.3.3	Geschwisterkinder und deren Bedürfnisse	15
2.4	Resilienz	17
2.4.1	Schutzfaktoren	17
2.4.2	Risikofaktoren	18
2.4.3	Resilienz bei Geschwisterkindern.....	19
2.5	Sozioökonomischer Status.....	20
2.5.1	Theoretische Grundlagen des sozioökonomischen Status	20
2.5.2	Sozioökonomisch benachteiligte Familien	22
2.5.3	Auswirkungen auf die Familie und Geschwisterkinder.....	23
3	Methodik	24
3.1	Beschreibung der Stichprobe	24
3.2	Eignung des Leitfadeninterviews.....	24
3.2.1	Datenerhebung	24
3.2.2	Auswahl der interviewten Personen	25
3.2.3	Datenaufbereitung.....	26
3.3	Eignung des Expert*inneninterviews	28
3.3.1	Datenerhebung	28

3.3.2	Auswahl der interviewten Personen	28
3.3.3	Datenaufbereitung.....	29
3.4	Herausforderungen und Erkenntnisse	30
4	Ergebnisse der Leitfadeninterviews	31
4.1	Beziehungen	31
4.2	Unterstützung	35
4.3	Bedürfnisse	40
4.4	Resilienz	44
4.5	Sozioökonomischer Status.....	50
5	Ergebnisse der Expertinneninterviews.....	53
5.1	Zugänge	53
5.2	Angebote	56
5.3	Erkenntnisse aus der Arbeit mit Geschwisterkindern.....	59
5.4	Rolle der Sozialen Arbeit.....	63
5.5	Vernetzung.....	65
6	Interpretation der Ergebnisse	67
6.1	Beziehungen und Bedürfnisse	67
6.2	Belastungen und Resilienz.....	70
6.3	Sozioökonomische Bedingungen und Unterstützungsangebote	73
6.4	Diskussion der Ergebnisse.....	75
7	Relevanz für die Soziale Arbeit.....	78
7.1	Schlussfolgerungen	78

7.2	Handlungsempfehlung	79
8	Beantwortung der Fragestellungen.....	83
9	Literaturverzeichnis	86
Anhang.....		91

Alle vorliegenden Kapitel wurden in Zusammenarbeit von Mayra Flügel und Gianna Modolo verfasst.

Abkürzungsverzeichnis

GK	Geschwisterkind
GmB	Geschwister mit Behinderung
IV	Invalidenversicherung
KmB	Kind mit Behinderung
SA	Soziale Arbeit
SoS	Sozioökonomischer Status
VRG	Verein Raum für Geschwister

1 Einleitung

In dieser Arbeit wird durchgängig der Begriff «Menschen mit Behinderung» verwendet. Dabei beziehen sich die Autorinnen auf das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) vom 15. Mai 2014, SR 0.109, welches im Art. 1 Behinderung folgendermassen definiert: «Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern.» Diese Definition betont den sozialen Charakter von Behinderung. Ebenso wird in der öffentlichen Debatte auf inklusive Sprache und respektvolle Bezeichnungen Wert gelegt. Saphir Ben Dakon, Expertin für Kommunikation und Inklusion, kritisiert im SRF-Interview gängige Formulierungen wie «Menschen mit Beeinträchtigung» oder «Menschen mit speziellen Bedürfnissen» als unpräzise oder stigmatisierend. Sie hebt hervor, dass «Menschen mit Behinderung» ein wertneutraler und fachlich korrekter Begriff sei, welcher der Lebensrealität entspricht und aus der UN-Behindertenrechtskonvention stammt. Zudem betont sie, dass in der direkten Ansprache stets die Selbstbezeichnung der Person respektiert werden sollte (*Wie spricht man richtig über Behinderung?*, 2025).

1.1 Ausgangslage

Im Jahr 2024 erschien der letzte Teil der ersten gesamtschweizerischen Studie der Hochschule Luzern Soziale Arbeit, welche die Lebenssituation von Geschwisterkindern (GK) systematisch analysierte. Der Begriff bezeichnet Kinder, die ein Geschwister mit Behinderung (GmB) oder chronischer Erkrankung haben. Die Studie besteht aus einer Literaturrecherche zur Erfassung des Forschungsstands und der Datenlage, sowie aus einer qualitativen und einer quantitativen Untersuchung.

Die Literaturrecherche der Studie führt auf, dass die Forschungsergebnisse zur Situation der Geschwister von Menschen mit einer Behinderung oder chronischen Erkrankung sehr heterogen ausfallen (Adler & Mikolasek, 2021, S. 21). Diese Heterogenität wird unter anderem auf methodische Unterschiede, begrenzte Stichprobengrössen sowie die unzureichende Berücksichtigung relevanter Einflussfaktoren zurückgeführt. Studien, die mehr Belastungs- und Kontextfaktoren gleichzeitig untersuchten, kommen ebenfalls zu uneinheitlichen Ergebnissen. Die grösste Übereinstimmung zwischen mehreren Studien zeigt, dass ein tiefes Einkommen jeweils einen negativen Einfluss auf die GK haben kann. Laut Adler & Mikolasek (2021) sei die Datenlage aber zu gering und weitere Untersuchungen seien nötig (S. 21).

Ergebnisse der quantitativen Untersuchungen zeigen, dass das psychische Wohlbefinden von Geschwistern von Menschen mit einer Behinderung im Vergleich zu Kindern in Europa deutlich tiefer liegt (Adler & Schraner, 2022, S. 3). Dabei ist besonders hervorzuheben, dass die untersuchten Familien mehrheitlich über einen hohen sozioökonomischen Status (SoS) verfügten. Trotz vergleichsweise günstiger Rahmenbedingungen wiesen die GK ein reduziertes psychisches Wohlbefinden auf. Daraus lässt sich ableiten, dass GK aus Familien mit einem niedrigen SoS potenziell einer noch stärkeren Belastung ausgesetzt sind und sich in einer besonders prekären Situation befinden könnten (Adler & Schraner, 2022, S. 3–4). GK nehmen im familiären System eine besondere Rolle ein. Sie sind häufig unmittelbar von den Auswirkungen einer Behinderung betroffen. Dies, ohne selbst im Zentrum professioneller Unterstützung zu stehen. Forschung und Praxis zeigen, dass sie früh Verantwortung übernehmen, eigene Bedürfnisse zurückstellen und sich stark an familiäre Anforderungen anpassen (Achilles, 2013, S. 44–45). Im Hilfesystem werden sie oft nicht als eigenständige Zielgruppe wahrgenommen, obwohl sie grossen Belastungen ausgesetzt sind (Haberthür, 2005, S. 15–16). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie GK ihre Kindheit unter sozioökonomisch belasteten Bedingungen erleben, welche Bedürfnisse dabei erfüllt oder eingeschränkt werden und welche individuellen sowie sozialen Ressourcen zur Bewältigung beitragen. Aus Sicht der Sozialen Arbeit (SA) ist diese Fragestellung wichtig, da insbesondere psychische und soziale Grundbedürfnisse zwar als relativ elastisch gelten, ihre langfristige Nichtbefriedigung jedoch mit erhöhten Belastungen und Anpassungsleistungen verbunden sein kann (Grawe, 2004, S. 185–192; Obrecht, 2005, S. 44–48). Resilienztheoretische Ansätze zeigen, dass Entwicklungsverläufe wesentlich vom Zusammenhang von Risiko- und Schutzfaktoren abhängen (Steinebach, 2015, S. 99; Werner, 1993, S. 503–509).

Es wird deutlich, dass die Lebenssituation von GK mit niedrigem SoS bislang unzureichend erforscht ist. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit ihren Beziehungserfahrungen, Bedürfnissen und ihrer Resilienz erscheint daher notwendig, um bestehende Forschungslücken zu schliessen und ein differenziertes Verständnis ihrer Lebenslage zu ermöglichen.

1.2 Ziele und Motivation

Die Motivation dieser Bachelorarbeit ergibt sich aus den Ergebnissen der Studie der Hochschule Luzern Soziale Arbeit zur Lebenssituation von GK. Dahingehend verfolgt die Bachelorarbeit mehrere Ziele. Die bestehende Forschungslücke soll durch die Beantwortung konkreter Fragestellungen weiter geschlossen werden, mit einem Fokus auf Familien mit einem niedrigen SoS. Zudem sollen auf den Erkenntnissen der Bachelorarbeit konkrete Handlungsempfehlungen für Fachkräfte und Institutionen abgeleitet werden, um die psychosoziale Unterstützung von GK gezielter zu gestalten. Dazu werden Risiko- und Schutzfaktoren identifiziert sowie Bedürfnisse von GK ermittelt. Die Sensibilisierung für die Situation von GK soll erhöht und ihre Perspektiven sollen sichtbar gemacht werden.

1.3 Annahme und Fragestellungen

Aus den bisherigen Ausführungen ergeben sich folgende Fragestellungen für diese Bachelorarbeit:

1. Wie erlebten junge Erwachsene Geschwisterkinder ihre Kindheit, die in einem sozioökonomisch benachteiligten Verhältnis aufgewachsen sind?

Diese Fragestellung zielt auf die subjektiven Erfahrungen von GK ab. Daher erfolgt die Beantwortung dieser Frage empirisch durch Leitfadeninterviews mit jungen Erwachsenen GK, die ihre Kindheit retrospektiv reflektieren.

2. Wie beeinflusst ein niedriger sozioökonomischer Status die Entwicklung von Bedürfnissen und Resilienz bei Geschwisterkindern?

Bei dieser Fragestellung werden die individuellen Erfahrungen mit theoretischen Konzepten zu Bedürfnissen, Resilienz und dem SoS verbunden. Die Beantwortung dieser Frage erfolgt durch die Verknüpfung theoretischer Grundlagen mit den empirischen Ergebnissen aus den Leitfadeninterviews und Interviews mit Expert*innen, die eine fachliche Einordnung ermöglichen.

3. Warum muss sich die Soziale Arbeit damit beschäftigen?

Diese Fragestellung richtet den Fokus auf die professionelle und ethische Verantwortung der SA. Auf der Grundlage des Berufskodex der SA und der Perspektive der Expert*innen wird diese Fragestellung beantwortet.

4. Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus für die Praxis der SA ableiten?

Die letzte Fragestellung ist praxisorientiert und handlungsleitend. Es werden Erkenntnisse aus der Theorie, der empirischen Forschung und dem Expert*innenwissen gebündelt. Die Beantwortung erfolgt durch die Zusammenführung der Ergebnisse aus den vorangegangenen Fragestellungen sowie unter Einbezug der Expert*inneninterviews und des Berufskodex.

Die vier Fragestellungen bauen inhaltlich aufeinander auf und ermöglichen eine ganzheitliche Betrachtung der Lebenssituation von Geschwisterkindern, die mit einem niedrigen SoS aufgewachsen sind. Subjektive Erfahrungen, theoretische Einordnungen sowie professionelle und ethische Prinzipien der SA werden dabei miteinander verknüpft.

1.4 Abgrenzung

Diese Bachelorarbeit setzt sich nicht vertieft mit der Thematik der Young Carers auseinander. Trotz bestehender inhaltlicher Überschneidungen liegt der Fokus auf den Lebensrealitäten von GK, die in sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen aufgewachsen sind. Aspekte wie Rassismus und Migrationsgeschichte werden in den theoretischen Grundlagen nicht weiter ausgeführt, obwohl sie den SoS beeinflussen können. Ebenso wird der Tod von Geschwistern nicht thematisiert. Im Mittelpunkt stehen Geschwister von Menschen mit einer Behinderung. Geschwister von chronisch erkrankten Personen werden nicht berücksichtigt. Der geographische Bezugsrahmen der Arbeit ist die Deutschschweiz.

1.5 Berufsrelevanz für die Soziale Arbeit

GK stellen meist nicht die primären Adressat*innen der SA dar, die Einbindung von GK eröffnet jedoch die Möglichkeit, deren spezifische Bedürfnisse und Perspektive ebenfalls wahrzunehmen und miteinzubeziehen. Wie im Kapitel 1.1 beschrieben, ist das psychische Wohlbefinden von GK sehr niedrig, was eine mögliche Voraussetzung darstellen kann, dass sie trotzdem zu Adressat*innen werden.

Die Berufsrelevanz ergibt sich aus den Zielen und Verpflichtungen der SA, wie sie im Berufskodex von AvenirSocial (2010) beschrieben werden (S. 7–8). Die SA ist ein gesellschaftlicher Beitrag an die Menschen, die vorübergehend oder dauernd in der Verwirklichung ihres Lebens illegitim eingeschränkt oder deren Zugang zu und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen ungenügend sind. Ebenso hat die SA die Verpflichtung, soziale Notlagen von Menschen zu verhindern, zu beseitigen oder zu lindern (AvenirSocial, 2010, S. 7). Durch einen niedrigen SoS und die erhöhte Belastung durch ein GmB ist ein gewisses Risiko für eine soziale Notlage oder soziale Probleme vorhanden. Die SA kann durch präventive Angebote dem entgegenwirken.

Diese Bachelorarbeit ist für Fachpersonen in verschiedenen Bereichen der SA relevant, welche mit KmB arbeiten, wie beispielsweise Institutionen für Kinder und Jugendliche, Schulsozialarbeit, sozialpädagogische Familienbegleitung und weitere Bereiche. Es ist auch wichtig, diese Thematik bereits in der Ausbildung zur Fachperson in der SA zu vertiefen.

1.6 Aufbau der Arbeit

Zunächst wird im Kapitel theoretische Grundlagen relevante Literatur zu den Themen Geschwisterbeziehung, Geschwisterkinder, Bedürfnisse, Resilienz und SoS herausgearbeitet, welche die fachliche Grundlage darstellt. Anschliessend werden im Kapitel Methodik die Stichprobe beschrieben, die Eignung des Leitfaden- und des Expert*inneninterviews dargelegt, die Auswahl der interviewten Personen begründet und die Datenerhebung und -aufbereitung erläutert. Danach folgen Herausforderungen und Erkenntnisse. In den Kapitel 4 und 5 werden die Ergebnisse der Interviews aufgeführt. Anschliessend folgt im Kapitel 6 die Interpretation und Diskussion der Ergebnisse. Nachfolgend wird die Relevanz für die SA herausgearbeitet, indem Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen beschrieben werden. Am Schluss folgt in Kapitel 8 die Beantwortung der Fragestellungen.

2 Theoretische Grundlagen

Im folgenden Theorieteil werden wichtige Themen herausgearbeitet, welche die Grundlage für die Bachelorarbeit bilden. Zunächst werden Geschwisterbeziehungen im Allgemeinen erläutert, bevor anschliessend der Fokus auf Geschwister von Menschen mit einer Behinderung gelegt wird. Darauf aufbauend werden die Grundlagen der Bedürfnisse und der Resilienz näher beschrieben. Abschliessend wird der SoS als weiterer relevanter Einflussfaktor vorgestellt.

2.1 Geschwisterbeziehungen

Laut Hackenberg (2008) ist es schwierig, eine allgemein verbindliche Definition des Begriffs Geschwister zu finden. In der klassischen Geschwisterforschung werden Kinder mit gemeinsamen leiblichen Eltern als Geschwister bezeichnet, wohingegen in der familiendynamischen Perspektive alle Kinder einer Familie als Geschwister beschrieben werden (S. 12).

Die Familienformen in der Gesellschaft befinden sich in einem Wandel und es lassen sich inzwischen vielfältige Geschwisterkonstellationen beobachten. Dazu zählen leibliche Geschwister, die mit beiden Elternteilen aufwachsen, Geschwister in Ein-Eltern-Familien, Halb-, Stief-, Pflege- und Adoptivgeschwister sowie Geschwister in Patchwork-Familien, die häufig nur einen Teil ihrer Kindheit miteinander verbringen (Hackenberg, 2008, S. 12–13).

Auch wenn es keine allgemein gültige Definition gibt, kann die Geschwisterbeziehung durch spezifische Merkmale und Qualitäten charakterisiert werden.

2.1.1 Charakteristika und Besonderheiten von Geschwisterbeziehungen

Geschwisterbeziehungen gelten als die dauerhafteste aller Bindungen im Leben eines Menschen (Achilles, 2013, S. 18). Sie beginnt bei der Geburt des jüngeren Kindes und endet in der Regel mit dem Tod eines Geschwisters. Somit übertrifft sie die zeitliche Dauer aller anderen bedeutenden Beziehungen. Darüber hinaus ist die Geschwisterbeziehung unauflösbar. Im Gegensatz zu Liebesbeziehungen oder Freundschaften bleibt man stets Schwester oder Bruder, unabhängig davon, wie die Beziehung gestaltet wird. Ebenso zentral sind die frühen gemeinsamen Erfahrungen sowie das kulturelle Milieu. Für die Gestaltung von Geschwisterbeziehungen existieren keine gesellschaftlich verbindlichen Normen. Ausserdem sind sie nicht durch staatliche oder religiöse Riten formalisiert, wie beispielsweise eine Ehe (Hackenberg, 2008, S. 13).

2.1.2 Merkmale und Dynamiken von Geschwisterbeziehungen

Die gemeinsame Herkunft und die Entwicklungsgeschichte bilden ein unauflösliches Band (Frick, 2023, S. 15). Achilles (2013) beschreibt folgende drei Reibungsbereiche in der Geschwisterbeziehung: Rivalität um die elterliche Zuwendung, das Streben nach Anerkennung durch das Geschwister und das Erobern und Erhalten von Machtpositionen. Der erste Reibungsbereich beginnt bei der Geburt des zweiten Kindes. Da lernt das ältere Kind, dass es das Interesse, den Stolz, die Zeit und die Aufmerksamkeit der Eltern teilen muss. Dies spürt das Kind und kann wütend werden. Diese Wut wird unterdrückt, da es gelernt hat, was den Eltern gefällt. Doch es sind ambivalente Emotionen vorhanden. Zum einen die Eifersucht und zum anderen auch die Liebe. Der zweite Reibungsbereich beschreibt den dringenden Wunsch nach der Anerkennung durch das Geschwister, wobei dieser Wunsch keine Altersgrenze kennt. Das Erobern und Erhalten von Machtpositionen beschreibt den dritten Reibungsbereich. Geschwister kennen gegenseitige Schwachpunkte meist genau und auf dieses Wissen wird zurückgegriffen. Die älteren Geschwister sind oft geübt darin, einen Teil der elterlichen Autorität zu übernehmen und rücksichtslos einzusetzen. Mithilfe von Drohungen, Spott, Schikanen und Entzug von Belohnungen wird die Konkurrenz, das jüngere Geschwister, in Schach gehalten. Das jüngere Geschwister wehrt sich dahingegen mit ähnlich unfairen Mitteln (S. 18–22). Frick (2023) hebt hervor, dass der Einfluss der Geschwisterbeziehung signifikant ist. Sie zählt wie die Eltern-Kind-Beziehung zu den Primärbeziehungen und stellt damit einen wichtigen Sozialisationsfaktor dar, der zur grundlegenden Persönlichkeitsentwicklung beiträgt. Erfahrungen mit Geschwistern prägen den Umgang mit Nähe und Vertrautheit, mit Konkurrenz und Ablehnung, mit Konflikten und Versöhnung (S. 23).

2.1.3 Bedeutung von Geschwisterbeziehungen für die Persönlichkeitsentwicklung

Geschwister teilen eine lange und einzigartige gemeinsame Lebensgeschichte, die zahlreiche Erlebnisse, Emotionen und charakterbildende Erfahrungen umfasst (Frick, 2023, S. 15). Diese frühen Erfahrungen wirken sich nachhaltig auf die Denk- und Gefühlswelt, die Gestaltung sozialer Beziehungen, das Verhalten im schulischen und beruflichen Alltag, die Partner*innenwahl, den Freundeskreis sowie auf persönliche Interessen und Einstellungen aus. Geschwisterbeziehungen stellen ein intensives Lernfeld für den Umgang mit ambivalenten Gefühlen wie Liebe, Hass, Freude und Trauer dar. In dieser Beziehung erleben Kinder Loyalität, Hilfsbereitschaft, Beschützen und Beschütztwerden, aber auch Konflikte, Dominanz und Rivalität. Jeder Mensch hat im Laufe seines Lebens zwei zentrale Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Einerseits gilt es, sich als eigenständige Persönlichkeit zu entwickeln im Sinne der Individuation und Identität, andererseits besteht die Aufgabe darin, befriedigende Beziehungen zu anderen

Menschen einzugehen, aufzubauen und zu pflegen (Sozialisation und Integration). Sowohl Individuations- als auch Bindungsprozesse werden massgeblich durch familiäre Erfahrungen geprägt, insbesondere durch Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehungen (Frick, 2023, S. 15–17).

Nachdem Geschwisterbeziehungen im Allgemeinen durch ihre Dauerhaftigkeit, emotionale Ambivalenz und ihre prägende Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung beschrieben wurden, wird im Folgenden auf die besondere Geschwisterkonstellation eingegangen, konkret auf die Geschwister von Kindern mit Behinderung (KmB), die in der Fachliteratur häufig als GK bezeichnet werden.

2.2 Geschwister von Menschen mit einer Behinderung

Aufgrund der grossen individuellen Unterschiede in familiären Konstellationen, Bewältigungsstrategien, Umweltbedingungen und weiteren wichtigen Aspekten ist es nicht möglich, generalisierbare Aussagen zu treffen. Die dargestellten Punkte sind als mögliche Erfahrungen zu verstehen, die je nach Kontext mehr oder weniger stark ausgeprägt sein können und sehr individuell sind.

Inwiefern die Behinderung eines Kindes einen Einfluss auf das Leben, die Familie und weitere hat, ist abhängig von verschiedenen Aspekten. Wobei die Art und die Schwere der Behinderung eine wesentliche Rolle spielt. Hat das KmB starke kognitive, soziale und sprachliche Einschränkungen, kann sich das negativ auf die Interaktion der Geschwister auswirken. Eine körperliche Behinderung kann sich beispielsweise auf funktioneller Ebene wie zum Beispiel Barrierefreiheit zeigen. Auch aggressives oder ignorantes Verhalten hat einen erheblichen, oftmals negativen Einfluss auf die Beziehung zwischen den Geschwistern (Fietkau, 2007, S. 17–18).

2.2.1 Einflüsse auf das Geschwisterkind

GK werden häufig früh in ihrem Leben mit Krankheit, Leid und Unterstützungsbedürftigkeit konfrontiert und entwickeln dadurch ein Bewusstsein für Verletzlichkeit (Achilles, 2013, S. 42–43). In vielen Familien übernehmen sie früh Verantwortung, da Eltern auf Unterstützung angewiesen sind. Empirisch wird diese frühe Verantwortungsübernahme durch die quantitative Geschwisterstudie der Hochschule Luzern bestätigt. Fast alle der befragten GK gaben an, ihr GmB regelmässig zu unterstützen. Insbesondere durch soziale und emotionale Unterstützung wie Aufpassen, Begleiten oder Gesellschaft leisten. Aufgaben mit höherer Betreuungsintensität wurden zwar seltener genannt, dennoch zeigt sich insgesamt eine hohe Einbindung der

GK in familiäre Unterstützungsleistungen (Adler & Schraner, 2022, S. 17–18). Diese frühe Verantwortungsübernahme kann in eine Parentifizierung münden, wenn Aufgaben übernommen werden, die eigentlich den Eltern vorbehalten wären (Fietkau, 2007, S. 25). Während diese Rolle einerseits Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit fördern kann, birgt sie zugleich das Risiko emotionaler Überforderung. Insbesondere dann, wenn Kinder ihre Belastung nicht äussern oder sich selbst stark zurücknehmen (Haberthür, 2005, S. 19–20). GK neigen daher häufiger zu internalisierenden Problemen. Gefühle werden zurückgehalten, um die Eltern nicht zusätzlich zu belasten (Möller et al., 2016, S. 14). In der qualitativen Studie der Hochschule Luzern schilderten die GK ebenfalls Gefühle von Überforderung, Sorgen oder innerem Druck. Viele gaben an, ihre eigenen Emotionen nicht zeigen zu wollen, um die Eltern nicht zusätzlich zu belasten (Adler et al., 2024, S. 11–13). In diesem Zusammenhang ist die eingeschränkte Wahrnehmung eigener Bedürfnisse zentral. Viele GK erleben ihre Bedürfnisse als weniger wichtig, da das GmB auf intensive Unterstützung angewiesen ist (Haberthür, 2005, S. 15). Auch die qualitative Studie verdeutlicht, dass viele Kinder ihre Bedürfnisse bewusst zurückstellen und sich sozial oder emotional zurücknehmen, um die Eltern zu entlasten. Manche vermeiden es bewusst, Erwartungen oder Wünsche zu äussern, um die Eltern nicht weiter zu belasten. So kann sich ein Muster der Selbstzurücknahme entwickeln, das bis ins Erwachsenenalter nachwirkt (Haberthür, 2005, S. 16). Gleichzeitig berichten viele GK, dass der Umgang mit diesen Herausforderungen ihre emotionale Reife gefördert und ihre Perspektiven auf soziale Beziehungen nachhaltig geprägt hat (Haberthür, 2005, S. 27–28).

2.2.2 Einflüsse auf die Geschwisterbeziehung

Ein wichtiger Aspekt ist die häufig beschriebene Rollenasymmetrie. GK übernehmen oftmals eine führende, betreuende, erklärende oder schützende Rolle. Dies unabhängig vom biologischen Alter (Haberthür, 2005, S. 23). Spiele und Aktivitäten werden an die Fähigkeiten des Geschwisters angepasst, wodurch geringer wettbewerbsorientierte oder anspruchsvolle Aktivitäten gewählt werden (Fietkau, 2007, S. 18). Typische Geschwisterrivalität, die als wichtiges Lernfeld für den Umgang mit Konflikten gilt, kann unter diesen Bedingungen nur eingeschränkt ausgelebt werden (Möller et al., 2016, S. 69). Das GmB wird häufig als besonders schutzbedürftig wahrgenommen, wodurch GK lernen, eigene Ansprüche zurückzustellen. Gefühle wie Wut, Frustration oder Enttäuschung werden oft unterdrückt, um das Geschwister oder die Eltern nicht zusätzlich zu belasten (Achilles, 2013, S. 43–44). Konflikte folgen anderen Regeln. Kinder vermeiden Streit, reagieren vorsichtig oder versuchen, Emotionen zu regulieren, um nicht unfair zu wirken. Wird das Verhalten des Geschwisters mit der Behinderung entschuldigt, fühlen sich GK zusätzlich gehindert, negative Gefühle auszudrücken (Haberthür, 2005, S. 26). So ist das Ausleben ambivalenter Gefühle, wie es in Geschwisterbeziehungen normal ist, oft sehr schwierig, denn negative Gefühle werden aus Rücksichtnahme auf Verletzlichkeit und

Hilfsbedürftigkeit häufig unterdrückt (Möller et al., 2016, S. 68–69). Trotz der beschriebenen Herausforderungen führt die Literatur auf, dass GK ihre Beziehung oft als positiv und bereichernd erleben (Fietkau, 2007, S. 20; Haberthür, 2005, S. 27). Adler et al. (2024) heben in ihrer Studie hervor, dass GK ihre Beziehung häufig als emotional nah und bedeutungsvoll erleben. Gleichzeitig beschreiben sie, dass durch das gemeinsame Aufwachsen soziale Kompetenzen, Empathie und Perspektivenübernahme gefördert wurden. Diese ambivalente Gleichzeitigkeit von Belastung und Ressourcen wird von den Befragten als prägend für ihre Persönlichkeitsentwicklung beschrieben (S. 9–10).

2.2.3 Einflüsse auf die Eltern-Kind-Beziehung

Die Behinderung eines Kindes wirkt sich nicht nur auf die Geschwisterbeziehung, sondern auch auf die Beziehung zwischen Eltern und GK aus. GK erleben häufig, dass Eltern in besonderem Masse durch die Betreuung des KmB beansprucht sind. Dieses Fokussieren kann dazu führen, dass GK weniger exklusive Aufmerksamkeit oder emotionale Zuwendung erhalten (Achilles, 2013, S. 46–47). Krankenhausaufenthalte, Therapien und pflegerische Tätigkeiten reduzieren die gemeinsame Zeit zwischen Eltern und GK. Für jüngere Kinder kann diese reduzierte Aufmerksamkeit schwer verständlich sein und als Zurückweisung oder Ablehnung erlebt werden (Fietkau, 2007, S. 21–22). In der frühen Kindheit spielen verlässliche Bezugspersonen eine zentrale Rolle. Fehlt emotionale Verfügbarkeit aufgrund der hohen Anforderungen an die Eltern, kann dies die Entwicklung von Urvertrauen und emotionaler Sicherheit beeinträchtigen (Haberthür, 2005, S. 12–13).

2.2.4 Einflüsse auf die Familie

Ein KmB stellt für das Familiengeschehen und den gesamten Alltag eine Herausforderung dar. Der Alltag ist häufig stark auf die Bedürfnisse des KmB ausgerichtet, da dieses mehr Aufmerksamkeit, Struktur und Betreuung benötigt. Dadurch kann eine implizite Hierarchie entstehen, in der die Bedürfnisse der GK weniger sichtbar werden (Fietkau, 2007, S. 17). Familien sind unter diesen Bedingungen gefordert, ihre Rollen, Normen und Erwartungen immer wieder neu auszuhandeln, um den unterschiedlichen Bedürfnissen aller Familienmitglieder gerecht zu werden (Achilles, 2013, S. 48–50).

2.2.5 Gesellschaftliche und Umweltfaktoren

Neben den innerfamiliären Dynamiken beeinflussen auch gesellschaftliche und umweltbezogene Faktoren das Erleben von GK. Während innerhalb der Familie häufig Akzeptanz und Normalität gelebt werden, erfahren GK im sozialen Umfeld nicht selten irritierende Blicke, Mitleid, Ablehnung oder Vorurteile (Hackenberg, 2008, S. 73). Viele GK werden erst durch diesen Vergleich mit anderen darauf aufmerksam, dass ihre familiäre Situation von gängigen Normalitätsvorstellungen abweicht. Der Wunsch nach Zugehörigkeit und Unauffälligkeit spielt besonders im Kindes- und Jugendalter eine zentrale Rolle. Das auffällige Verhalten eines Geschwisters mit Behinderung kann die soziale Integration erschweren und Scham- oder Schuldgefühle auslösen. GK geraten dadurch in einen Loyalitätskonflikt zwischen Solidarität mit dem Geschwister und dem Wunsch nach Zugehörigkeit bei Peers (Haberthür, 2005, S. 20–21). Einige vermeiden es, Freund*innen nach Hause einzuladen, aus Sorge vor peinlichen Situationen oder negativen Reaktionen (Achilles, 2013, S. 46).

2.3 Bedürfnisse der Geschwisterkinder

Zur Einordnung wird Grawes Verständnis von Grundbedürfnissen genutzt, der sich aus der medizinischen, biologischen und psychologischen Sicht mit dieser Thematik auseinandersetzt. Ergänzend wird sich auf die Bedürfnisansätze der Zürcher Schule bezogen, die im Kontext der SA steht.

2.3.1 Grundbedürfnisse nach Grawe

Grawe (2004) unterscheidet bei menschlichen Grundbedürfnissen zwischen biologischen und psychischen Grundbedürfnissen. Biologische Grundbedürfnisse umfassen Bedürfnisse, ohne die der Körper nicht überleben kann, wie Atmen, Nahrung, Wasser und Schlaf (S. 183–184). Psychische Grundbedürfnisse versteht Grawe (2004) als universelle Bedürfnisse, die jeder Mensch hat. Diese bleiben über das gesamte Leben hinweg bestehen. Sie können jedoch unterschiedlich stark ausgeprägt oder gewichtet werden (S. 185). Um zu erklären, wie Grundbedürfnisse das Erleben und Verhalten beeinflussen, beschreibt Grawe (2004) den Zusammenhang zwischen Bedürfnissen, Zielen und motivationalen Schemata. Grundbedürfnisse verändern sich nicht. Die Ziele, mit denen Menschen versuchen, diese Bedürfnisse zu erfüllen, entwickeln sich im Laufe des Lebens. Sie entstehen aus persönlichen Erfahrungen und sind an konkrete Situationen gebunden. Motivationale Schemata sind die Muster von Verhalten. Sie zeigen, wie Menschen gelernt haben, mit ihren Bedürfnissen umzugehen. Es gibt zwei verschiedene Arten von Schemata. Annäherung entsteht, wenn Menschen erleben, dass ihre Bedürfnisse wahrgenommen und ernst genommen werden. Vermeidende Schemata entwickeln sich, wenn Bedürfnisse wiederholt verletzt oder nicht beachtet wurden. In belastenden Situationen können solche vermeidende Schemata Schutz bieten. Langfristig können sich aber positive Erfahrungen einschränken (S. 187–191).

Ein wichtiges psychisches Grundbedürfnis ist das Bedürfnis nach Bindung (Grawe, 2004, S. 195). Bindung gibt den Kindern Sicherheit und Schutz. Sie schafft die Grundlage dafür, dass sie ihre Umwelt erkunden und neue Erfahrungen machen können. Kinder haben von Geburt an das Bedürfnis, Nähe und Zuwendung bei vertrauten Personen zu suchen. Dieses Bedürfnis bleibt auch im weiteren Leben bestehen, zeigt sich aber weniger offensichtlich. Besonders in Situationen von Unsicherheit oder Überforderung wird es wieder aktiv (Hahn & Riedel-König, 2020, S. 161–162). Unsichere Bindungserfahrungen erhöhen das Risiko für spätere psychische Belastungen (Grawe, 2004, S. 216–217).

Orientierung und Kontrolle ist ein weiteres Grundbedürfnis. Menschen möchten verstehen, was um sie herum passiert und Einfluss auf Situationen haben. Kontrolle bedeutet, eigene

Ziele verfolgen und Entscheidungen mitgestalten zu können. Orientierung hilft, Situationen einzuordnen und handlungsfähig zu bleiben. Wenn etwas als wichtig erlebt wird, tritt dieses Bedürfnis deutlich hervor. Wird Kontrolle dauerhaft als eingeschränkt erlebt, kann es als belastend empfunden werden (Grawe, 2004, S. 230–236).

Das Bedürfnis nach Selbstwerterhöhung und Selbstwertschutz entwickelt sich, sobald ein Mensch sich selbst bewusst wahrnehmen kann. Das eigene Selbstbild entsteht durch die Interaktion und Kommunikation mit anderen Menschen. Wird dieses Bedürfnis nicht ausreichend erfüllt, kann es das Bedürfnis nach Selbstwerterhöhung verstärken. Manche Menschen entwickeln Strategien, um sich vor weiteren Verletzungen zu schützen. Dazu gehört auch, eigene Erwartungen herunterzuschrauben oder sich zurückzuziehen. Es bedeutet aber nicht, dass kein Bedürfnis nach positiven oder bestärkenden Erfahrungen besteht (Grawe, 2004, S. 250–257).

Beim Bedürfnis nach Lustgewinn und Unlustvermeidung geht es um die Erfahrungen, die der Mensch macht und ob er sie als «gut» oder «schlecht» bewertet. Menschen streben danach Zustände zu vermeiden die ihnen kein «gutes Gefühl» geben und angenehme Zustände zu erleben (Borg-Laufs & Dittrich, 2010, S. 8–9). Das Gehirn verknüpft neue Situationen automatisch mit früheren Erfahrungen und bewertet sie emotional als angenehm oder unangenehm. Werden dabei unangenehme Gefühle ausgelöst, wird das Vermeidungssystem aktiv. Angenehme Gefühle aktivieren dagegen das Annäherungssystem. Beide Systeme stehen in engem Zusammenhang mit der eigenen emotionalen Bewertung. Wenn sie in die gleiche Richtung wirken und sich ergänzen, kann das psychische System gut und effizient arbeiten. Wenn sie gleichzeitig unterschiedliche Impulse auslösen, also nicht miteinander übereinstimmen, bremsen sie sich gegenseitig. Dadurch wird es schwieriger, Anforderungen zu bewältigen (Grawe, 2004, S. 265–267).

2.3.2 Grundbedürfnisse nach der Zürcher Schule

Obrecht (2005) beschreibt Grundbedürfnisse als Voraussetzungen dafür, dass ein Mensch körperlich, psychisch und sozial funktionieren kann. Ein Bedürfnis entsteht immer dann, wenn ein innerer Soll-Wert unterschritten wird und der Organismus aus dem Gleichgewicht gerät. Dieser Zustand erzeugt einen unangenehmen Druck, der den Menschen motiviert, etwas zu tun, um wieder in ein stabiles und wohltuendes Gleichgewicht zu kommen (S. 40–41).

Dabei werden drei Gruppen von Bedürfnissen unterschieden. Zum einen die biologischen Bedürfnisse, die sich auf das körperliche Überleben beziehen, wie Wasser, Schlaf und Ernährung. Die psychischen Bedürfnisse hängen mit der Funktionsweise des Gehirns zusammen.

Dazu gehören sensorische Anregungen, Orientierung und das Gefühl, Situationen bewältigen zu können. Die biopsychosozialen Bedürfnisse entstehen durch das Leben in Beziehungen. Menschen brauchen emotionale Zuwendung, Zugehörigkeit, Anerkennung, Identität, Autonomie und Gerechtigkeit (Obrecht, 2005, S. 46–47). Schmocker (2019) knüpft an Obrechts Perspektive an und ergänzt diese um weitere Aspekte. Er versteht Bedürfnisse als biotische, psychische und soziale Werte, die ein Mensch erreichen muss, um leben und überleben zu können. Bedürfnisse beschreiben nicht nur Zustände, sondern lösen auch Spannungen aus. Sinkt ein Bedürfnis unter ein bestimmtes Niveau, entsteht eine Bedürfnisspannung. Diese Spannung führt dazu, dass der Mensch aktiv wird, um wieder einen Zustand zu erreichen, der Wohlbefinden ermöglicht (S. 1). Zudem beschreibt Obrecht (2005), dass Bedürfnisse unterschiedlich elastisch sind. Das bedeutet, dass einige Bedürfnisse kurzfristig aufgeschoben werden können, während andere schneller erfüllt werden müssen. Am wenigsten elastisch sind die biologischen Bedürfnisse. Wenn der Körper über längere Zeit kein Wasser bekommt, kann der Organismus nicht überleben. Psychische und vor allem sozialen Bedürfnisse sind deutlich elastischer. Wenn diese für eine gewisse Zeit nicht erfüllt werden, führt das nicht zu einem Zusammenbruch des Körpers, sondern zu Einschränkungen im Wohlbefinden oder in der Leistungsfähigkeit des Gehirns. Trotzdem bleiben sie wichtig, weil eine langfristige Nichtbefriedigung spürbare negative Folgen haben kann (S. 48).

2.3.3 Geschwisterkinder und deren Bedürfnisse

In Kapitel 2.2.1 wird aufgezeigt, dass der Alltag von GK durch erhöhte Anforderungen in der Familie geprägt sein kann. Diese beeinflussen die Bedingungen, unter denen sie im Familienalltag Platz finden. In sozioökonomisch benachteiligten Familien stehen oft nur begrenzte zeitliche, emotionale und materielle Ressourcen zu Verfügung. Das wirkt sich auf die Möglichkeit aus, auf die Anliegen der GK einzugehen (Hornung, 2010, S. 37).

Die dargestellten Bedürfnisansätze in Kapitel 2.3.1 und 2.3.2 bieten eine theoretische Grundlage, um diese Situation einzuordnen. Sie machen deutlich, dass Grundbedürfnisse in belasteten Lebenslagen verstärkt angesprochen werden und dass insbesondere psychische und biopsychosoziale Bedürfnisse über längere Zeit aufgeschoben werden können, ohne dass diese unmittelbar sichtbar werden (Grawe, 2004, S. 185–187; Obrecht, 2005, S. 44–48). Im Familienalltag zeigt es sich häufig darin, dass GK Verantwortung übernehmen und eigene Bedürfnisse zurückstellen. Der Fokus der Familie liegt meistens auf dem KmB. So erhalten die sozialen und emotionale Anliegen der GK weniger Raum (Sarimski, 2021, S. 131–132). Eine erhöhte Beteiligung an Haushalt, Betreuung oder Pflege kann dabei zu Rollenverschiebungen führen, bei denen GK Aufgaben übernehmen, die eigentlich den Eltern zukämen. Daraus entstehen Spannungsfelder zwischen Pflichtgefühl, Loyalität und dem Wunsch nach einer

gleichwertigen Geschwisterbeziehung sowie nach altersentsprechender Selbstbestimmung (Fietkau, 2007, S. 25–26).

Aus der Perspektive der Zürcher Schule ist in diesem Zusammenhang insbesondere die Elastizität sozialer Bedürfnisse relevant. Dass GK über längere Zeit funktionieren, sich anpassen und eigene Bedürfnisse zurückstellen, bedeutet nicht, dass diese Bedürfnisse an Bedeutung verlieren. Eine wiederholte oder langfristige Nichtbefriedigung kann zu erhöhtem Stress und emotionalen Belastungen führen (Obrecht, 2005, S. 44).

Wenn ein Kind mit einer Behinderung in der Familie lebt, bringt das für Geschwister oft Herausforderungen mit sich, die sich durch sozioökonomische Benachteiligung zusätzlich verstärken können (siehe Kapitel 2.2.1). Grawes Verständnis von menschlichen Grundbedürfnissen bietet einen hilfreichen Rahmen, um die Bedürfnisse der GK einzuordnen. Wie in Kapitel 2.3.1 erwähnt, werden Grundbedürfnisse in belasteten Lebenssituationen besonders stark angesprochen. Obwohl diese Bedürfnisse universell sind, kann die Art und Weise, wie sie erfüllt werden oder nicht, stark von den Lebensumständen abhängen.

Es wird sichtbar, dass es weniger um einzelne Bedürfnisse geht als um Rahmenbedingungen, unter denen GK ihren Alltag bewältigen. Die beschriebenen Spannungsfelder zeigen eine Lebensrealität, in der Kinder Verantwortung übernehmen und sich an familiäre Anforderungen anpassen.

2.4 Resilienz

Als Resilienz wird die psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken bezeichnet (Wustmann, 2021, S. 18). Resilienz setzt zwei Bedingungen voraus, wobei die erste eine signifikante Bedrohung für die kindliche Entwicklung und die zweite eine erfolgreiche Bewältigung der belastenden Lebensumstände darstellt (Wustmann, 2021, S. 18). Zentral ist, dass Resilienz kein stabiles Charaktermerkmal ist. Stattdessen handelt es sich um das Ergebnis dynamischer Prozesse, in denen verschiedene Schutzmechanismen Belastungen abfedern und eine konstruktive Anpassung ermöglichen (Werner, 2011, S. 33). Resilienz ist als ein Zusammenspiel individueller und sozialer Faktoren zu verstehen, durch das Kinder und Erwachsene Bewältigungskompetenzen entwickeln, die ihnen auch in zukünftigen Belastungssituationen helfen können (Steinebach, 2015, S. 99).

Für GK ist die Thematik der Resilienz besonders relevant, da sie häufig über längere Zeit Belastungen ausgesetzt sind und ihre Entwicklung stark von vorhandenen Risiko- und Schutzfaktoren geprägt wird.

2.4.1 Schutzfaktoren

Im Zusammenhang mit Resilienz betont Werner (2011), dass resiliente Entwicklungsverläufe idealerweise in Längsschnittstudien untersucht werden sollten, da Resilienz kein statisches Persönlichkeitsmerkmal darstellt (S. 33). Eine der bekanntesten und zugleich wenigen langfristigen Untersuchungen ist die Kauai-Längsschnittstudie von Werner und Smith. In dieser Studie wurden Personen über mehrere Jahrzehnte hinweg begleitet. Dabei wurde identifiziert, wie Kinder sich bis ins Erwachsenenalter trotz hoher psychosozialer Risiken positiv entwickelten. Auf dieser Grundlage identifizierten die Autorinnen verschiedene Schutzfaktoren, die zur Resilienzentwicklung beitrugen (Werner, 1993, S. 503–509/eigene Übersetzung).

Auf individueller Ebene zeigten sich persönliche Eigenschaften als bedeutsam, die es den Kindern ermöglichten, aktiv mit ihrer Umwelt in Kontakt zu treten. Dazu gehörten unter anderem ein ausgeglichenes Temperament und eine zugewandte und initiativ Grundhaltung. Außerdem werden soziale und kognitive Kompetenzen genannt, die positive Reaktionen von Bezugspersonen begünstigen. Ebenso relevant waren realistische Bildungs- und Lebensziele, ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein sowie die Fähigkeit, vorhandene Ressourcen gezielt zu nutzen (Werner, 1993, S. 508/eigene Übersetzung).

Auch innerhalb der Familie konnten zentrale Schutzfaktoren identifiziert werden. Bedeutsam waren Erziehungsstile, die durch Wärme, Struktur und Unterstützung gekennzeichnet waren und das Selbstwertgefühl des Kindes stärkten. Ein weiterer wichtiger Faktor war die elterliche Kompetenz, die häufig mit einem höheren Bildungsniveau einherging. Höher gebildete Eltern zeigten in der frühen Kindheit ihrer Kinder häufiger positive Interaktionen und boten trotz finanzieller Einschränkungen mehr emotionale Unterstützung. Dies wirkte sich positiv auf die kognitive und soziale Entwicklung der Kinder aus (Werner, 1993, S. 508–509/eigene Übersetzung).

Darüber hinaus spielten ausserfamiliäre Bezugspersonen eine wichtige Rolle. Viele resiliente Kinder verfügten über verlässliche Erwachsene ausserhalb der Kernfamilie, wie die Grosseltern, Lehrpersonen oder Jugendleiter*innen. Diese fungierten als emotionale oder praktische Stütze, die Orientierung gaben. Im Jugend- und Erwachsenenalter erwiesen sich niederschwellige Bildungs- und Förderangebote wie Erwachsenenbildung, freiwillige Dienste oder gemeindebasierte Programme als wichtige Strukturen, die neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffneten (Werner, 1993, S. 508–509/eigene Übersetzung).

Schliesslich zeigte die Studie, dass günstige Übergänge und sogenannte «zweite Chancen» eine stabilisierende Wirkung entfalten konnten. Positive Weichenstellungen bei zentralen Übergängen, etwa beim Schulabschluss oder beim Einstieg ins Berufsleben, ermöglichten es einzelnen Jugendlichen, frühere Belastungen zu relativieren und ihre Entwicklung nachhaltig zu stabilisieren (Werner, 1993, S. 509/eigene Übersetzung).

Zusammenfassend macht die Kauai-Längsschnittstudie deutlich, dass Resilienz aus dem Zusammenwirken individueller Eigenschaften, familiärer Ressourcen sowie sozialer und struktureller Unterstützungsfaktoren entsteht und sich über den Lebensverlauf hinweg dynamisch entwickelt.

2.4.2 Risikofaktoren

Werner (1993) beschrieb ihre Hochrisikogruppen mit folgenden Merkmalen. Moderater bis schwerer perinataler Stress, Armut, familiäres Umfeld mit chronischen Konflikten, elterlichem Alkoholismus oder psychischen Erkrankungen (S. 503/eigene Übersetzung). Werden mehrere dieser Risikofaktoren gleichzeitig wirksam, in dieser Studie vier oder mehr, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit ungünstiger Entwicklungsverläufe deutlich. Entscheidend ist, dass selbst Kinder mit hoher Risikobelastung positive Entwicklungswege einschlagen können, wenn ausreichend Schutzfaktoren vorhanden sind (Werner, 1993, S. 503–504/eigene Übersetzung). Die Bedeutung kumulierter Risikobelastungen wird auch in aktuellen Studien zur Situation von GK

bestätigt. Sievert et al. (2024) wenden den kumulativen Risikoansatz auf Geschwister von chronisch kranken oder KmB an. Sie zeigen, dass neben der Erkrankung oder Behinderung häufig weitere soziodemografische Risikofaktoren vorliegen. Dazu zählen unter anderem ein niedriges Bildungsniveau der Eltern, finanzielle Belastungen, alleinerziehende Haushalte oder eine Migrationsgeschichte (S. 183–184).

2.4.3 Resilienz bei Geschwisterkindern

Viele in der Kauai-Längsschnittstudie identifizierte Risiko- und Schutzfaktoren lassen sich auf die Lebensbedingungen von GK übertragen, die über eine längere Zeit mit erhöhten psychischen, sozialen und strukturellen Belastungen konfrontiert sind. Dies betrifft insbesondere GK, deren familiärer Alltag durch eine dauerhafte Beanspruchung infolge einer Behinderung eines Geschwisters sowie durch einen niedrigen SoS geprägt ist. In solchen Lebenslagen treten Belastungen häufig nicht isoliert auf, sondern kumulieren und verstärken sich gegenseitig. Vor allem in Familien mit niedrigem SoS ist davon auszugehen, dass mehrere Risikofaktoren gleichzeitig wirksam sind. Wie beispielsweise finanzielle Unsicherheiten, eingeschränkter Zugang zu Unterstützungsangeboten oder eine reduzierte zeitliche und emotionale Verfügbarkeit der Eltern. Sievert et al. (2024) verdeutlichen in diesem Zusammenhang, dass insbesondere GK mit niedrigem SoS einer erhöhten kumulativen Risikobelastung ausgesetzt sind, da neben der Behinderung eines Geschwisters häufig weitere soziodemografische Risikofaktoren hinzukommen (S. 184–186). Die Übertragbarkeit der Ergebnisse der Kauai-Längsschnittstudie unterstreicht, dass Resilienz auch unter ungünstigen Bedingungen möglich ist, sofern ausreichend individuelle, familiäre oder ausserfamiliäre Schutzfaktoren vorhanden sind. Damit wird deutlich, dass die Entwicklung von GK wesentlich vom Zusammenspiel zwischen Risikobelastungen und verfügbaren Schutzfaktoren innerhalb ihres sozialen und strukturellen Umfelds abhängt (Werner, 1993, S. 503–509/eigene Übersetzung).

2.5 Sozioökonomischer Status

Der SoS beschreibt die soziale und wirtschaftliche Stellung von Individuen oder Familien innerhalb der Gesellschaft. Er gibt Aufschluss darüber, über welche materiellen, sozialen und bildungsbezogenen Ressourcen Menschen verfügen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird der SoS meist über die Faktoren Bildung, Beruf und Einkommen bestimmt. Diese sind eng mit den Lebensbedingungen und Handlungsspielräumen von Menschen verbunden (Ditton & Maaz, 2015, S. 229). Der SoS beeinflusst, welche Möglichkeiten der Teilhabe bestehen und in welchem Ausmass soziale Ungleichheiten wirksam werden. Er ist aber nicht als feste oder unveränderliche Eigenschaft zu verstehen, sondern als relative Position, die sich im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Gruppen ergibt (Ditton & Maaz, 2015, S. 131).

In dieser Arbeit wird zwischen einem tiefen SoS und einer sozioökonomischen Benachteiligung unterschieden. Ein tiefer SoS bezieht sich in erster Linie auf eine begrenzte Ausstattung mit ökonomischem, kulturellem oder sozialem Kapital. Der Begriff der sozioökonomischen Benachteiligung beschreibt eine Lebenslage, in der verschiedene strukturelle Einschränkungen und Belastungen zusammenkommen und den Zugang zu Ressourcen zusätzlich erschweren. Diese Benachteiligung wirkt sich nicht nur auf die materielle Situation aus, sondern prägt auch Bildungswege, soziale Teilhabe und den familiären Alltag (Bourdieu, 2012, S. 229–239).

2.5.1 Theoretische Grundlagen des sozioökonomischen Status

Klassische Klassen- und Schichtmodelle greifen zu kurz, da sie nur einen Ausschnitt sozialer Realität erfassen. Ditton und Maaz (2015) betonen, dass auch sogenannte horizontale Ungleichheiten wie Geschlecht, Alter, Familienformen oder Migrationsstatus Lebensbedingungen entscheidend prägen können (S.131).

Für ein breiteres Verständnis wird Bourdieus Konzept der Kapitalformen genutzt. Bourdieu (2012) geht davon aus, dass Menschen nicht nur aufgrund ihres Einkommens unterschiedlich gestellt sind, sondern auch durch ihre Ressourcen, ihr Kapital (S.229–230). Dabei unterscheidet Bourdieu (2012) drei verschiedene Kapitalformen. Das ökonomische Kapital umfasst materielle Ressourcen wie Vermögen oder Besitz. Das kulturelle Kapital besteht nach Bourdieu aus drei Formen. Die erste ist das inkorporierte kulturelle Kapital. Damit sind Fähigkeiten, Kenntnisse und Verhaltensweisen gemeint, die im Laufe des Aufwachsens verinnerlicht werden. Sie wirken später selbstverständlich und automatisiert. Diese Form des kulturellen Kapitals entsteht über die Sozialisation und prägt den Habitus, also die typische Art, wie Menschen denken, fühlen und handeln. Das objektivierte Kulturkapital sind materielle Dinge wie Bücher und Musikinstrumente. Diese kann man kaufen, besitzen und weitergeben. Der Besitz dieser

Dinge bedeutet aber nicht, dass man sie verstehen oder nutzen kann. Um sich diese zunutze machen kann, braucht es das inkorporierte kulturelle Kapital, wie zum Beispiel die Fähigkeit zu lesen. Das institutionalisierte Kulturkapital sind Bildungsabschlüsse, die kulturelle Fähigkeiten offiziell bestätigen und dadurch sozialen Status, berufliche Chancen und den Wert kultureller Leistungen bestimmen (S. 232–237).

Das Sozialkapital beschreibt Bourdieu (2012) als die Ressourcen, die Menschen aus ihren sozialen Beziehungen ziehen können. Es entsteht, wenn jemand Teil eines stabilen Netzwerkes ist, sei es in einer Familie, in der Schule oder in einer Gemeinschaft, in der man sich kennt und gegenseitig anerkennt. Diese Zugehörigkeiten vermitteln Sicherheit und können den Zugang zu Unterstützung, Wissen und Kontakten im Alltag erleichtern. Solche Beziehungen müssen gepflegt werden, denn sie bestehen aus gegenseitigem Austausch, der sowohl praktische Hilfe als auch symbolische Gesten umfassen kann. Sozialkapital kann auch nach aussen sichtbar werden. Zum Beispiel, wenn eine Gruppe einen gemeinsamen Namen trägt. Solche Formen der Zugehörigkeit zeigen, dass zwischen den Mitgliedern eine Verbindung besteht, auf die sie sich verlassen können. Diese Beziehungen entstehen aber nicht einfach dadurch, dass Menschen nebeneinander leben oder ähnliche Lebensbedingungen haben. Sie wachsen durch gemeinsame Erfahrungen, gegenseitige Unterstützung und das Gefühl, füreinander einzustehen. Erst durch dieses Vertrauen und den wiederkehrenden Austausch wird das Netzwerk tatsächlich zu einer Ressource, auf die der Mensch im Alltag zurückgreifen kann (S. 238).

Kapital kann nach Bourdieu (2012) in andere Kapitalformen umgewandelt werden, aber nie ohne Aufwand. Der Zugang zu dieser Kapitalumwandlung ist ungleich verteilt, da sie materielle Ressourcen und langfristige Investitionen von Zeit, Aufmerksamkeit und Stabilität voraussetzt. Soziale Beziehungen, Anerkennung und bestimmte Fähigkeiten entstehen dabei nicht allein durch finanzielle Mittel, sondern auch durch kontinuierliche soziale und kulturelle Praxis. Damit kulturelle Kompetenzen sichtbar und nutzbar werden, braucht es Titel wie Schul- und Berufsabschlüsse. Für sozioökonomisch benachteiligte Familien ist der Weg zu solchen Titeln häufig von Unsicherheiten geprägt, da der Zugang zu Bildungsangeboten, Unterstützungsstrukturen und stabilen Netzwerken eingeschränkt sein kann. Da in diesen Familien häufig nur begrenzt materielles Kapital weitergegeben werden kann, bekommt Bildung eine wichtige Bedeutung. Das Bildungssystem spielt eine entscheidende Rolle in der Reproduktion sozialer Ungleichheit (S.237–239).

2.5.2 Sozioökonomisch benachteiligte Familien

Der SoS Familie prägt wesentlich, welche Ressourcen und Unterstützungsangebote zur Verfügung stehen. Familien mit einem höheren Einkommen oder stabilen Arbeitsverhältnissen können häufig leichter auf Unterstützung zurückgreifen. Allerdings kann es auch sein, dass trotz hohem SoS teilweise stärkere Frustration in der Familie herrschen kann, etwa aufgrund von hohen familiären Erwartungen oder sozialen Vergleichen, die aus einem leistungsorientierten Umfeld resultieren (Achilles, 2013, S. 114–115).

Herausfordernder gestaltet sich die Situation für Familien mit niedrigem SoS. Diese sind häufiger belastet, insbesondere wenn ein KmB in der Familie ist (Kofahl & Lüdecke, 2015, S. 667). Ausgaben für Therapien, medizinische Leistungen und Hilfsmittel können das Budget stark einschränken. Hinzu kommt, dass ein Elternteil, meist die Mutter, die Erwerbsarbeit reduziert oder ganz aufgibt, weil der Betreuungsaufwand hoch ist (Büker, 2008, S. 286). Der Alltag mit einem KmB kann für Familien emotional und organisatorisch sehr anspruchsvoll sein. Pflege- und Unterstützungsaufwand verlangen von Eltern viel Geduld und Ausdauer und sind häufig von Rückschlägen begleitet (Büker, 2008, S. 279). Alleinerziehende stehen unter besonderem Druck. Sie sind häufiger arbeitslos oder arbeiten Teilzeit und tragen die gesamte Verantwortung allein. In dieser Konstellation kann das Kind zum Armutsrisiko werden (Büker, 2008, S. 281–282).

Es erschweren verschiedene Barrieren den Zugang zu Unterstützungsangeboten. Manche Familien verfügen nicht über ausreichende Informationen zu Leistungsansprüchen oder fühlen sich im Kontakt mit Behörden unsicher. Hemmschwellen können dazu führen, dass wichtige Hilfen nicht genutzt werden, obwohl sie zur Verfügung stehen (Büker, 2008, S. 286). Familien mit Migrationsgeschichte sind besonders betroffen. Sprachliche Hürden, fehlende Orientierung im Hilfesystem und Vorbehalte erschweren den Zugang zu Unterstützungsangeboten zusätzlich (Büker, 2008, S. 282). Strukturell kommt hinzu, dass Unterstützungsangebote häufig stärker an eine mittelschichtgeprägte Lebenswelt angepasst sind. Für Familien mit tiefem SoS sind viele Angebote deshalb schwer zugänglich oder kaum nutzbar, sei es aufgrund fehlender Zeit, fehlendem Wissen oder komplizierter Strukturen (Weiss, 2023, S. 66–69). Auch wenn Hilfen genutzt werden, passen die Inhalte nicht immer zu den tatsächlichen Bedürfnissen (Richter-Kornweitz & Weiss, 2014, S. 29). Formelle Unterstützungsangebote wie Beratungen, Frühförderung oder entlastende Dienste sind grundsätzlich vorhanden, werden aber von den Familien nicht immer als Entlastung erlebt. Die Gründe dafür sind, dass Eltern sich in ihrer Autonomie eingeschränkt fühlen, dass ein hoher Erwartungsdruck an sie gestellt wird und dass es Unklarheiten an Schnittstellen gibt (Seifert, 2022, S. 407–408). Informelle Netzwerke sind für viele Familien deshalb besonders wichtig. Sie bieten praktische Hilfe und emotionale

Unterstützung. Doch auch diese entstehen nicht automatisch. Gerade bei knappen finanziellen und zeitlichen Ressourcen fällt es vielen Familien schwer, stabile Beziehungen aufzubauen und zu pflegen (Richter-Kornweitz & Weiss, 2014, S. 27–28; Seifert, 2022, S. 408–409).

2.5.3 Auswirkungen auf die Familie und Geschwisterkinder

Die beschriebenen Belastungen im Kapitel 2.5.2 wirken sich auf das gesamte Familienleben aus. Besonders in Familien mit einem niedrigen SoS sind Entlastungsmöglichkeiten begrenzt, sodass Herausforderungen stärker im Alltag spürbar werden. Seien es enge Wohnverhältnisse, die keine Rückzugsmöglichkeiten bieten, oder der Zugang zu therapeutischen Angeboten wird hier zusätzlich erschwert (Achilles, 2013, S. 115). Diese Rahmenbedingungen stehen in engem Zusammenhang mit dem emotionalen Wohlbefinden der Eltern. Finanzielle Unsicherheiten, Zukunftssorgen und Stress belasten das Familienklima. Unter solchen Bedingungen fällt es Eltern schwerer, feinfühlig und geduldig zu reagieren, vor allem wenn soziale Unterstützung fehlt (Walper et al., 2023, S. 717). GK erfahren diese Belastungen unmittelbar. Sie wachsen nicht nur in materiell eingeschränkten Verhältnissen auf, sondern erleben auch die emotionalen Folgen elterlicher Überlastung. Die Kinder zeigen häufiger psychische und körperliche Gesundheitsrisiken auf (Walper et al., 2023, S. 717).

Der SoS wirkt als bedeutender Kontextfaktor, der die Belastung und die Möglichkeiten der Bewältigung entscheidend prägt. Während ein hoher SoS eher entlastende Rahmenbedingungen schafft, die die Entwicklung von GK fördern können, sind Geschwister in Familien mit niedrigem SES häufiger erhöhten Anforderungen und strukturellen Belastungen ausgesetzt. Der SoS wirkt daher nicht isoliert, sondern beeinflusst sämtliche Familieninteraktionen, Rollenverteilungen und Bewältigungsstrategien innerhalb des familiären Systems. Für GK kommen zusätzliche Anforderungen hinzu. Sie leben in einem Umfeld, in dem Ressourcen begrenzt sind und die Eltern viel Energie für das KmB benötigen. GK übernehmen dadurch teils früh Verantwortung, passen sich an oder treten zurück und bewegen sich gleichzeitig in einem emotional angespannten Umfeld.

3 Methodik

Nachfolgend wird das Forschungsdesign vorgestellt, welches die Grundlage für den empirischen Teil der Arbeit darstellt. Die Fragestellungen wurden bereits im Kapitel 1.2 erläutert. Da sich diese auf die Lebensrealität von sozioökonomisch benachteiligten GK stützt und die Frage gestellt wurde, wie die SA dort Unterstützung und Angebote leisten könnte, wurden Interviews mit GK sowie auch Fachpersonen, die in diesem Feld unterwegs sind, durchgeführt. Für die empirische Basis wurde eine qualitative Forschungsmethode gewählt. In den Kapiteln 3.1 und 3.2 wird die Art der qualitativen Forschung weiter erläutert.

3.1 Beschreibung der Stichprobe

Laut Mayer (2013) ist es bei wissenschaftlichen Untersuchungen nicht möglich, alle Elemente der Grundgesamtheit zu erforschen, daher werden Stichproben durchgeführt. Er unterscheidet zwei verschiedene Typen der Stichprobenbildung. Das theoretische Sampling und die Vorab-Festlegung der Sample-Struktur. Dort werden im Voraus Kriterien festgelegt, nach denen die Stichprobe ausgeführt wird. Die Basis für diese Kriterien wird aus der Fragestellung, der Theorie und bereits durchgeführten Studien gebildet (38–39). In dieser Forschungsarbeit wurde die Vorab-Festlegung Samplestruktur genutzt.

3.2 Eignung des Leitfadeninterviews

Für die Interviews wurden das Leitfadeninterview respektive das Expert*inneninterview ausgewählt. Diese Art von Interview basiert auf einem Leitfaden mit offenen Fragen. Der Leitfaden dient als Orientierungshilfe, um die Datenerhebung zu strukturieren und zu vergleichen. Zudem dient er als Orientierungshilfe. Während des Interviews kann die interviewführende Person selbstständig entscheiden, wann vom Leitfaden abgeschweift werden kann und wann wieder darauf zurückgegriffen wird. So werden Nachfragen ermöglicht (Mayer, 2013, S. 37–38).

3.2.1 Datenerhebung

Der Interviewleitfaden wurde theoriegeleitet entwickelt und stützt sich auf vier zentrale Bereiche: Geschwisterbeziehungen, Bedürfnisse, Resilienz und SoS. Diese theoretischen Grundlagen gaben vor, welche Themen im Interview aufgegriffen wurden und welche Aspekte für die Beantwortung der Fragestellungen relevant sind.

Der Leitfaden wurde in verschiedene Themenbereiche unterteilt, die zu der Fragestellung passten. Nach einer einleitenden Frage zu familiären Situation folgten Fragen zur Gestaltung

und Entwicklung der Geschwisterbeziehung. Ein weiterer Teil bezog sich auf die subjektiven Bedürfnisse der Teilnehmenden. So konnten Erfahrungen von Unterstützung, Vernachlässigung und Selbstwirksamkeit angesprochen werden. Ergänzend dazu wurden Fragen zur Resilienz gestellt, um zu verstehen, welche Strategien, Ressourcen und Unterstützungsmöglichkeiten die Teilnehmenden im Laufe ihrer Kindheit und Jugend entwickelt und genutzt haben. Am Schluss wurden Aspekte des SoS aufgenommen, da die Kombination aus Behinderung in der Familie und finanziellen sowie sozialen Belastungen einen wichtigen Schwerpunkt dieser Arbeit darstellt.

3.2.2 Auswahl der interviewten Personen

Die Anfrage für die Interviews erfolgte über einen Aufruf, der per E-Mail an verschiedene Organisationen und Vereine verschickt wurde, die mit Familien von Menschen mit Behinderung arbeiten. Manche Organisationen veröffentlichten den Aufruf in ihrem Newsletter oder leiteten den Aufruf an mögliche GK weiter.

Für den ersten Teil der Studie wurden vier qualitative Interviews mit jungen Erwachsenen geführt, die retrospektiv von ihrer Kindheit und Jugend erzählten. Alle Teilnehmenden sind mit einem Geschwister mit einer Behinderung aufgewachsen und stammen aus einem SoS benachteiligten Umfeld. Kriterien dafür waren folgende Faktoren aus der Theorie, wie Alleinerziehend, Migrationsgeschichte und fehlende materielle Ressourcen. Ein zusätzliches Kriterium war das Alter der Teilnehmenden, das zwischen 18 und 40 Jahren liegen musste, da sich in den letzten 20 Jahren in der Gesellschaft die Perspektive auf Behinderung stark verändert hat (Eidgenössisches Departement des Innern, 2017, S. 5). Da die Autorinnen nicht wussten, wie viel Rücklauf der Aufruf durch die angefragten Vereine hatte, wurde bewusst auf zu viele Kriterien verzichtet, um ein grösseres Spektrum an Interviewpartner*innen zu finden. Sobald sich Interessierte gemeldet hatten, wurde seitens der Autorinnen spezifisch nach dem SoS während ihrer Kindheit gefragt sowie nach dem Alter. So konnte selektiert werden, wer für die Interviews passt.

Die vier Interviewpartnerinnen sind alle weiblich gelesen, darum wird nachfolgend nur in der weiblichen Form gesprochen. Alle Befragten waren älter als ihre Geschwister mit einer Behinderung.

G1 ist 24 Jahre alt und hat zwei jüngere Geschwister. Der neun Jahre jüngere Bruder hat Trisomie 21 mit einem Herzfehler. Aufgewachsen ist sie in einem Dorf auf dem Bauernhof ihres Grossvaters. Die Eltern hatten finanzielle Schulden während ihrer Kindheit und Jugend. Ihre Mutter hatte eine psychische Erkrankung und konnte nicht arbeiten gehen.

G2 ist 20 Jahre alt und ist in einer grossen Familie aufgewachsen. Insgesamt hat sie vier Geschwister. Ein sieben Jahre älterer Bruder und eine zwölf Jahre ältere Schwester, sowie ein jüngerer Bruder. Der eineinhalb Jahre jüngere Bruder hat Trisomie 21. Aufgewachsen ist sie in einer ländlichen Region. Als sie drei Jahre alt war, ist der Vater ausgezogen und die Mutter war die Alleinerziehende. Die Mutter konnte nicht arbeiten aufgrund der Betreuung ihrer Kinder.

G3 ist 22 Jahre alt. Sie hat einen eineinhalb Jahre jüngeren Bruder mit Trisomie 21. Ihre Eltern haben eine Migrationsgeschichte. Die Eltern hatten eine hohe ausländische Bildung, diese wurde in der Schweiz jedoch nicht anerkannt. Sie haben sich während ihrer Kindheit und Jugend in der Gesellschaft hinaufgearbeitet.

G4 ist 36 Jahre alt. Sie hat zwei Halbschwestern und eine jüngere Schwester mit Trisomie 21 mit einem Herzfehler. Aufgewachsen ist sie in einer ländlichen Region in einem Dorf. Ihre Eltern haben eine Migrationsgeschichte. Ihre Mutter war Reinigungskraft und Betreuungsperson ihrer Töchter. Der Vater hatte einen Job, der zeitintensiv war, und war deshalb wenig zu Hause.

3.2.3 Datenaufbereitung

Die Interviews wurden im Zeitraum von August bis Oktober 2025 mithilfe der Plattform Zoom geführt. Aufgezeichnet wurden die Interviews mit der App Diktiergerät. Die Gespräche dauerten zwischen 40 und 90 Minuten. Die Interviews wurden abwechselnd von den Autorinnen geführt, wobei die jeweils jemand im Hintergrund zugehört und Rückfragen gestellt hat.

Um die Daten zu analysieren, wurden die Interviews aufgezeichnet. Die Transkription erfolgte über das Programm noScribe von Schweizerdeutsch auf Schriftsprache und wurde von den Autorinnen zusätzlich korrigiert und auf Unstimmigkeiten überprüft. Dabei wurden Pausen und ähm weggelassen, da diese inhaltlich keine relevanten Rollen spielten. Dresing & Pehl (2018) unterscheiden zwischen einfachen und einem detaillierten Transkript. In dieser Bachelorarbeit wurde mit dem einfachen Transkript gearbeitet. Das Augenmerk liegt hierbei auf dem gesprochenen Inhalt (S. 16–17). In den Interviews wurden personenbezogene und vertrauliche Daten ausgetauscht, diese wurden in allen Transkripten anonymisiert. Alle Interviewpartnerinnen unterschrieben ein Datenschutzblatt, in dem sie sich einverstanden erklärten, dass die erzählten Daten für diese Bachelorarbeit genutzt werden dürfen. Weil zwei unterschiedliche Interviews geführt wurden, wurden die beteiligten Personen zur besseren Orientierung mit den Kürzeln G1- G4 bezeichnet.

Für die Auswertung der Interviews wurde ein kombinierter deduktiv-induktiver Ansatz der qualitativen Inhaltsanalyse gewählt. Auf Grundlage der Fragestellung sowie theoretischer

Vorüberlegungen wurden zunächst deduktive Hauptkategorien erstellt, die als analytischer Rahmen für den Codierprozess dienten. Dieses Vorgehen entspricht der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse, bei der Kategorien vorab theoriegeleitet entwickelt und anschliessend auf das Textmaterial angewendet werden (Mayring & Fenzl, 2022, S. 696). Im Anschluss wurden die transkribierten Interviews systematisch codiert, indem relevante Textstellen den definierten Hauptkategorien zugeordnet wurden. Während dieses Prozesses zeigte sich, dass innerhalb der Oberkategorien unterschiedliche inhaltliche Aspekte sichtbar wurden. Diese wurden gemäss den Regeln der qualitativen Inhaltsanalyse induktiv zu Subcodes weiterentwickelt, um das Material angemessen abzubilden (Kuckartz & Rädiker, 2022, S. 514–515). Durch die Kombination aus deduktiv vorab entwickelten Kategorien und induktiv aus dem Material entstandenen Subcodes konnte eine strukturierte, aber auch materialnahe Analyse gewährleistet werden. Die vollständige Übersicht der verwendeten Kategorien und Codes befindet sich im Anhang.

3.3 Eignung des Expert*inneninterviews

Das Experteninterview eignet sich, weil es Zugang zu fachlichem Wissen von Personen ermöglicht, die sich beruflich mit diesem Themenfeld befassen. Expert*innen verfügen über Erfahrungswissen, das über individuelle Alltagsperspektiven hinausgeht und Zusammenhänge aus professioneller Sicht einordnen kann. Diese Methode ist besonders dann sinnvoll, wenn strukturelle Bedingungen, institutionelle Prozesse oder fachliche Einschätzungen für das Verständnis eines Forschungsgegenstandes relevant sind. Durch ihre berufliche Praxis können Fachpersonen komplexe Situationen verdichtet darstellen und Hintergrundwissen bereitstellen, das für eine qualitative Analyse zentral ist. (Bogner et al., 2014, S. 8–12).

3.3.1 Datenerhebung

Für die Datenerhebung wurden leitfadengestützte Expert*inneninterviews durchgeführt. Die Gestaltung des Leitfadens orientierte sich sowohl an den Fragestellungen als auch an theoretischen Vorüberlegungen zur Lebenslage von GK in sozioökonomisch belasteten Kontexten. Ziel war es, fachliche Einschätzungen und praxisnahe Perspektiven von Personen zu erfassen, die in ihrer beruflichen Tätigkeit regelmässig mit betroffenen Familien in Kontakt stehen. Der Leitfaden wurde so aufgebaut, dass er einen breiten Einblick in Belastungen, Ressourcen, Unterstützungsstrukturen sowie Handlungsperspektiven der SA ermöglicht. Weitere Themenbereiche bezogen sich auf Erfahrungen mit vorhandenen Angeboten und Zugangsbarrieren. Der Leitfaden ist im Anhang ersichtlich.

3.3.2 Auswahl der interviewten Personen

Die Auswahl der Expert*innen erfolgte anhand definierter Kriterien. Befragt wurden Fachpersonen, die regelmässig mit GK arbeiten und auch in Kontakt mit deren Familien stehen. Weiter wurde darauf geachtet, unterschiedliche professionelle Handlungsfelder abzudecken, um verschiedene Perspektiven auf die Situation von GK zu berücksichtigen. Alle Fachpersonen waren Frauen, darum wird nachfolgend nur in der weiblichen Form gesprochen.

Die Expertinneninterviews wurden mit drei verschiedenen Fachpersonen durchgeführt. Zu den befragten Personen gehörten ein Mitglied aus dem Verein für GK, eine Therapeutin, die eng mit Familien in der Palliativ-Care zusammenarbeitet, und eine Psychologin, die in einer Beratungsstelle arbeitet und Familien und GK unterstützt.

3.3.3 Datenaufbereitung

Die Interviews wurden im Zeitraum von September bis November 2025 durchgeführt. Zwei Interviews wurden online mit der Plattform Zoom geführt, ein Interview wurde per Telefon geführt. Alle Interviews wurden mit der App Diktiergerät aufgenommen. Die Gespräche dauerten zwischen 30 und 60 Minuten. Für die einfachere Orientierung wurden für diese Interviews die Kürzel E1- E3 verwendet.

Die Analyse der Expertinneninterviews erfolgte zuerst durch die Bestimmung induktiver Kategorien. Dafür wurden die Transkripte vollständig gelesen, um zentrale Themen, wiederkehrende Muster und inhaltliche Schwerpunkte zu identifizieren. Dieser explorative Zugriff entspricht dem Verständnis qualitativer Analyse, bei der Kategorien sowohl deduktiv als auch induktiv generiert werden können (Mayring & Fenzl, 2022, S. 695–696). Die Kategorien bildeten das Datenmaterial differenziert ab und wurden im weiteren Verlauf als Kategoriensystem beibehalten. In der anschließenden Analysephase wurden die Kategorien als deduktiver Rahmen genutzt und es wurde entlang dieser codiert (Kuckartz & Rädiker, 2022, S. 514–515). Auf die detaillierte Darstellung, wie die Codierung entstanden ist und der Analyseprozess stattgefunden hat, wird auf das Kapitel 3.2.3 verwiesen. Die vollständigen Kategorien und Codes finden sich im Anhang.

3.4 Herausforderungen und Erkenntnisse

Im Verlauf der Interviews und der Analyse wurden mehrere Herausforderungen ersichtlich, die den Forschungsprozess geprägt und gleichzeitig wichtige Erkenntnisse ermöglicht haben. Die Suche nach passenden Interviewpartner*innen war eine davon. Für die Expert*inneninterviews erwies es sich als schwierig, Fachpersonen zu finden, die über ein vertieftes Wissen im spezifischen Themenfeld verfügen. Auch der Zugang zu jungen Erwachsenen aus sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen war erschwert. Viele dieser Personen sind wenig an Vereine, Organisationen oder andere institutionalisierte Strukturen angebunden, was potenzielle Kontaktwege zusätzlich einschränkte. Diese Ausgangslage erforderte erhöhte Bemühungen in der Ansprache und ein sensibles Vorgehen beim Zugang zum Forschungsfeld. Die Herausforderungen bestätigen, dass die Arbeit mit GK in der SA noch wenig etabliert ist. Dennoch konnten gezielt Interviews mit ausgewählten Personen geführt werden, die einen vertieften Einblick in das untersuchte Themenfeld ermöglichten.

Auch die eigene Rolle innerhalb des Forschungsprozesses rückte in den Fokus. Eigene Vorstellungen, Erwartungen oder berufliche Prägungen können unbewusst Einfluss auf die Gesprächsführung und die spätere Interpretation des Materials nehmen. Dies machte eine kontinuierliche Selbstreflexion notwendig, um eine möglichst offene und nicht lenkende Haltung beizubehalten. Die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung verdeutlichte, wie eng qualitative Forschung mit der reflexiven Haltung der Forschenden verbunden ist und wie wesentlich diese für einen sorgfältigen Analyseprozess bleibt.

4 Ergebnisse der Leitfadeninterviews

In diesem Kapitel stellen die Autorinnen die Ergebnisse dar, die sie durch die Leitfadeninterviews mit den GK gewonnen haben. Ziel ist es, die verschiedenen Aspekte der Lebensrealitäten zu beleuchten. Die präsentierten Aussagen wurden auf Grundlage ihrer thematischen Relevanz ausgewählt. Daher stammen die zitierten Aussagen nicht durchgängig aus allen Interviews.

4.1 Beziehungen

In den theoretischen Grundlagen wurde aufgezeigt, welche Bedeutung Beziehungen für die Entwicklung haben und welche Auswirkungen ihnen zukommen. Diese Perspektive wird im Folgenden erneut aufgegriffen. Um die familiären Dynamiken zu verstehen, werden die Beziehungen zum GmB, zu den Eltern sowie zum Umfeld genauer betrachtet.

Geschwisterbeziehung

Die Aussagen der Befragten zeigten, dass die Beziehung zu ihren Geschwistern mit einer Behinderung von einer dauerhaft starken emotionalen Nähe geprägt war. Diese enge Bindung wurde als selbstverständlich erlebt und stellte einen zentralen Bestandteil der familiären Erfahrung dar.

G1: «Wir sind mega nahe, ich habe ihn mega gerne» (Z. 76- 77).

G2: «Zu meinem Bruder habe ich schon eine sehr enge Bindung» (Z. 44).

G3: «Wir sind als Kinder ziemlich wie Zwillinge gewesen» (Z. 14- 15).

Die Nähe zeigte sich nicht nur auf emotionaler Ebene, sondern auch im gemeinsamen Alltag. Alle Befragten berichteten, dass sie viel Zeit miteinander verbracht hatten und die Beziehung durch gemeinsames Spielen, Routinen oder stille Momente gelebt wurde.

G3: «Wir sind wirklich ein eingespieltes Team gewesen» (Z. 249).

Es wurde erkennbar, dass es nicht immer viele Worte brauchte, um sich nah zu fühlen. G1 erzählte, dass die Kommunikation mit ihrem Bruder stark über kleine Veränderungen im Gesicht oder über Gebärden lief und dass sie das gut lesen konnte.

G1: «Er ist einfach sehr subtil, so eine Änderung im Gesichtsausdruck, oder irgendwie etwas mit der Hand, mit der er ein bisschen gebärden kann» (Z. 66- 75).

In drei Interviews wurde berichtet, dass es kaum oder keine offenen Konflikte zwischen den Geschwistern gegeben hatte. Statt Streit wurden eher einzelne Situationen beschrieben, in denen das Geschwister schlechte Laune hatte, etwas warf oder laut wurde, die aber als vorübergehende Momente und nicht als dauerhafte Konflikte erlebt wurden.

G2: «Gestritten haben wir gar nicht. Ich habe nicht mit ihm gestritten und er nicht mit mir» (Z. 397- 398).

Im Verlauf der Zeit veränderte sich für alle Befragten die Rollenverteilung innerhalb der Geschwisterbeziehung. Alle berichteten, dass sie zunehmend Verantwortung übernommen hatten. Und auch das Geschwister in Situationen zu schützen war ihnen da wichtig.

G2: «Da hat es so ein bisschen angefangen, dass ich mich nicht mehr so zu ihm zugehörig gefühlt habe, sondern eher verantwortlich für ihn» (Z. 122- 123).

G4: «Ich nehme an, dort hat sich sicher etwas verändert. Sie war mir nicht peinlich gewesen, aber sie ist jemand gewesen, wo man nicht gerade ins Licht gerückt hat, am Anfang. Nicht weil es mir per se unangenehm gewesen ist, sondern einfach auch, um sie zu schützen.» (Z. 146- 254).

Trotz dieser Rollenverschiebung blieb die emotionale Nähe bestehen. G2 betonte, dass sich die Qualität der Beziehung selbst nicht grundsätzlich verändert habe, sondern vielmehr die Umstände, unter denen sie gelebt wurde.

G2: «Die Beziehung zu meinem Bruder hat sich nicht verändert, aber einfach die Umstände» (Z. 127- 130).

Elternbeziehung

Drei der vier Befragten berichteten rückblickend von Schwierigkeiten oder Distanzen während der Kindheit und Jugend. Diese zeigten sich häufig in Form fehlender emotionaler Präsenz oder Orientierung. G1 beschrieb, dass sie als Kind kaum Grenzen erhielt und dies nicht als Freiheit erlebte.

G1: «Sie haben mir nie «nein» gesagt (. ...) es ist wie eine Gleichgültigkeit von den Eltern dir gegenüber» (Z 325- 328).

In zwei Interviews wurde deutlich, dass Sorgen oder Hinweise der Befragten von den Eltern nicht ernst genommen worden seien. Eine Person berichtete, ihre Wahrnehmungen und Vorschläge seien abgewertet worden. Eine weitere Befragte beschrieb, dass ihre eigenen

Verhaltensweisen oder Reaktionen häufig falsch eingeordnet wurden, da die Eltern sie mit der familiären Belastungssituation erklärten. Dies führte dazu, dass die Betroffenen sich in wichtigen Fragen nicht verstanden oder wahrgenommen fühlten.

G2: «Ich habe mich nie verstanden gefühlt» (Z. 171- 174).

Zwei Befragte berichteten zudem, dass sie während ihrer Jugend regelmässig und oft Verantwortung für das Geschwister übernehmen mussten, oft kurzfristig und ohne eigene Wahlmöglichkeiten.

G1: «Du musst auf ihn schauen (. ...) ich muss einfach immer daheim sein, um helfen zu können» (Z. 348- 352).

Zwei der Befragten beschrieben eine emotionale Distanz zu ihrer Mutter. Sie erzählten, dass Gespräche über persönliche Themen kaum möglich waren und es nie gelang, eine offene, vertraute Gesprächskultur aufzubauen.

G2: «Ich habe das Gefühl, dadurch, dass ich eigentlich fast immer mit ihr nie allein gewesen bin (. ...) haben wir fast nie richtig gelernt, alleine zu reden, oder ich habe das nicht so gut lernen können» (Z. 270- 273).

Demgegenüber berichtete G4 von ihrer Mutter, die ihr trotz der herausfordernden Familiensituation Halt gab und sie in ihrem Selbstwert unterstützte.

G4: « Sie hat mich vielleicht so in den Wurzeln bestärkt, wer ich bin, was ich kann und wie toll ich bin» (Z. 265- 266).

G3 erzählte ausserdem von Versuchen der Mutter, sie in ihrer Rolle als GK zu entlasten und soziale Kontakte zu fördern, etwa durch Treffen mit anderen GK.

G3: «Meine Mutter hat immer wieder versucht, Kontakte mit anderen Geschwisterkindern herzustellen» (Z. 186- 187).

Beziehung zur Umwelt

Drei der vier Befragten schilderten, dass sie in ihrer Kindheit und Jugend nur wenige Personen gehabt hätten, mit denen sie offen über ihre Situation sprechen konnten. Freundschaften spielten eine wichtige Rolle, meistens als ein Ort, an dem es um andere Themen ging als um das Leben zu Hause.

G1: «Weil wenn ich mit ihr Zeit verbringe, reden wir über anderes, und jetzt die Kolleginnen, die ich so von der Lehre habe, und auch sonst so Hobbys, sprechen wir eigentlich auch mehr über mich» (Z. 421- 424).

Zwei der Befragten berichteten, dass sie Freundschaften besonders danach auswählten, ob ihre Geschwister akzeptiert wurden. Akzeptanz stellte für sie eine zentrale Voraussetzung für Nähe und Vertrauen dar.

G3: «Also als Kind ist es so gewesen, dass ich gar nicht erst befreundet gewesen bin mit Leuten, die ihn nicht akzeptiert haben» (Z. 144- 145).

Bei gemeinsamen Aktivitäten im Freundeskreis war das Geschwister mit einer Behinderung teilweise einbezogen.

G4: «Und wir haben sie dann einige Male mitgenommen, aber sie ist ja dann halt, vielleicht auch überfordert gewesen zum Teil, oder sie hat einfach etwas anderes in dem Moment gewollt» (Z. 154- 159).

Die Interviews zeigten, dass Geschwisterbeziehungen von starker emotionaler Nähe, wenig offenen Konflikten und früher Verantwortungsübernahme geprägt waren. In den Elternbeziehungen wurden sowohl emotionale Distanz als auch einzelne stabilisierende Erfahrungen beschrieben. Das soziale Umfeld bot teilweise Entlastung, blieb jedoch auf akzeptierende Personen beschränkt.

4.2 Unterstützung

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Interviews in Bezug auf Unterstützung dargestellt. Dabei wird aufgezeigt, welche Formen externer Unterstützung die Familien erhielten, welche Rolle Schule und privates Umfeld spielten und in welchem Umfang die GK selbst Unterstützungsleistungen übernahmen. Ergänzend werden jene Unterstützungsformen beschrieben, die sich die Befragten rückblickend gewünscht hätten.

Professionelle und institutionelle Unterstützung

In zwei Familien spielte Unterstützung durch Angebote der SA eine Rolle. Besonders deutlich wurde dies bei G1, die von einer festen Betreuungsperson berichtete, welche ihren Bruder zuverlässig begleitete. Diese externe Hilfe wurde als entlastend für die gesamte Familie beschrieben.

G1: «Weil er zum Glück seit ein paar Jahren von der IV so eine Betreuungsperson hat, die auf ihn schaut, weil er eins von den Kindern ist, die 1:1 Betreuung brauchen, immer. Er darf nie alleine gelassen werden, dann ist es oft so, dass er am Wochenende, zu einer Betreuungsperson gehen kann, teilweise so mit anderen Kindern, und dass meine Eltern sich auch erholen können» (Z. 87- 91).

Auch G2 berichtete von einer regelmässigen, externen Entlastung, die den Bruder abholte und mit ihm Zeit verbrachte. Dieses Angebot wurde wieder beendet, nachdem die Mutter Zweifel an der Qualität der Betreuung bekam.

G2: «Dann ist so ein Mann gekommen, einmal in der Woche. (. ...) Der hat dann ein paar Mal meinen Bruder abgeholt. Eben einmal in der Woche und hat den Tag mit ihm verbracht. Und dann ist meine Mutter skeptisch geworden, weil mein Bruder Anzeichen gegeben hat, dass er nicht so gut ist mit dem Mann. Und dann hat sie ihn quasi gekündigt und dann wollte sie auch niemand anderes an meinen Bruder ranlassen» (Z. 419-424).

Neben diesen professionellen Angeboten erwähnte G2, dass sie sich durch Aktivitäten für Familien mit KmB weniger allein gefühlt habe.

G2: «Was ich einfach schön gefunden habe in meiner Kindheit, sind so Veranstaltungen gewesen, zum Beispiel von Insieme haben wir viele besucht. Zum Beispiel auch so zum Frühstück oder so, wo dann eine riesige Turnhalle war mit ganz vielen beeinträchtigten Kindern und den Eltern und den Geschwistern. Und dann, dass man so ein

bisschen sieht, dass man nicht alleine ist. Vor allem auch mit den Geschwistern habe ich mich immer sehr gut verstanden. Dass man ein bisschen, ja, dass man sich nicht so alleine fühlt (. . .) Weil es halt schon nicht gerade das Haus weiter, immer gerade so Familien. Und mir hat das immer sehr geholfen. Man sieht, dass da noch andere sind. Also so Veranstaltungen finde ich sehr gut» (Z. 515- 522).

Die anderen Befragten äusserten keine Unterstützung durch die SA oder ähnliche Institutionen.

Schule

Mehrere Interviews zeigten, dass schulische Strukturen für die GK unterstützend wirken konnten. G2 betonte, dass sie Lehrpersonen als verlässliche Ansprechpersonen empfand.

G2: «Also, Lehrpersonen hatte ich immer gute, weil ich so das Gefühl hatte, man kann zu denen gehen» (Z. 199- 200).

Eine Befragte berichtete über zusätzliche Betreuung im Rahmen eines Schüler*innenorts, der ihr nach der Schule Struktur und Unterstützung bot.

G4: «Die ausländischen Kinder, die Mühe hatten, Hausaufgaben zu machen, weil sie keine Unterstützung durch die Eltern bekamen (. . .) sind dann eigentlich in den Hort gegangen. Dann ist man nach der Schule (. . .) bis um 17.00 Uhr noch dort gewesen und hat die Hausaufgaben gemacht und hat dann noch Spiele gespielt und hat so ein bisschen auch die Schweizer Kultur mitgegeben bekommen» (Z.61- 69).

Unterstützung durch das private Umfeld

Mehrere Befragte berichteten von Entlastung durch das private Umfeld. Bei G1 spielte die Nachbarin eine zentrale Rolle, bei der sie regelmässig essen konnte und der sie sich anvertrauen durfte.

G1: «Und ich konnte eine Zeit lang immer zu ihr zum Mittagessen gehen (. . .), dann konnte meine Mutter an diesen Tagen auch arbeiten, um mehr Geld zu verdienen für uns (. . .). Vorhin habe ich selber für mich gekocht, aber ich konnte dann zu ihnen. Und sie hat das schon mitbekommen, sie hat mir dann manchmal schon Fragen gestellt, und ihr konnte ich erzählen» (Z. 387- 393).

G4 nannte ebenfalls Familien aus der Nachbarschaft, die Unterstützung boten, insbesondere wenn die Mutter abends arbeitete.

G4: «Es hat auch Schweizer Familien gegeben, die Unterstützung geboten haben. Ich kann mich jetzt an eine Familie erinnern, bei der ich immer am Abend gewesen bin, weil meine Mutter putzen gegangen ist für 2 Stunden am Abend. Dann habe ich zum Beispiel eine Gutenachtgeschichte gehört oder geschaut, bevor ich dann nach Hause bin, um zu schlafen. Genau. Und bei der anderen Familie bin ich immer wieder mal zum Mittagessen. Das ist die Unterstützung, die wir dort hatten» (Z.50- 57).

Eine weitere Befragte berichtete, dass sie zunächst viel Unterstützung durch den Vater und später durch eine Nanny erhalten hatte.

G3: «Also, am Anfang war mein Vater immer zu Hause (. . .) dann nachher haben sie uns sogar ermöglicht, in der Schulzeit, dass wir über den Mittag so eine Nanny hatten. Dass wir nicht am Mittagstisch müssen, weil das halt nicht geklappt hat mit meinem Bruder» (Z. 286- 289).

Geleistete Unterstützung durch das Geschwisterkind

Ein zentraler Bereich waren die umfangreichen Unterstützungsleistungen, die die GK selbst übernahmen. Besonders G1 berichtete von vielfältigen und täglich anfallenden Aufgaben, die von Haushaltsarbeiten bis zu pflegerischen Tätigkeiten reichten. Sie beschrieb diesen Alltag ausführlich.

G1: «Wenn du, vor der Schule nach Hause kommst, also eigentlich schon am Morgen (. . .) siehst du ein bisschen, was für Hilfe sie gerade brauchen, und dann machst du das für deine Eltern. Das kann ein bisschen alles sein, von Frühstück machen, die Küche machen, die Haustiere füttern, den Bruder wickeln, alles, ja, so, den Abfall entsorgen fürs Mami, oder, Sachen auf die Post bringen, so ein bisschen alles Mögliche. Und dann, wenn du nach Hause kommst, von der Schule, ist es dann (. . .) mehr so eine 1:1-Betreuung (. . .) komme am Nachmittag von Schule, und habe eigentlich ihn gehütet, während meine Mami, so 3-4 Stunden weg ist, und in dieser Zeit habe ich einfach geschaut, dass er etwas Schlaues macht, und dass er etwas zu essen hat, wenn er Hunger hat, und dass ich ihn wickle. (. . .) Und helfe putzen, also es ist eigentlich jeden Tag ein bisschen anders gewesen, was sie gerade wollte, dass ich alles machen sollte. Du machst das einfach (. . .) wo er nicht mehr zu klein war und in der Dusche stehen konnte, habe ich dann viel abgeduscht und Pyjama angezogen und alles, wickeln, mit ihm raus spielen, in den Wald laufen gehen, die Sachen (. . .) Ja, aber was ich gemacht habe, das war immer schon etwas gleich gewesen» (Z. 226- 255).

Auch kleinere medizinische Tätigkeiten, wie auf das Hörgerät schauen oder Magnesiumtabletten verabreichen, gehörten für sie dazu. G2 schilderte ebenfalls, dass sie bereits früh die Verantwortung übernahm und auch heute noch regelmässig Aufgaben übernimmt.

G2: «Und auch in den Ferien habe ich recht oft einfach Tage mit ihm verbracht» (Z. 85-87).

Bei G3 reichte die Unterstützung für das Geschwister bis ins Erwachsenenalter und erhielt eine institutionelle Form:

G3: «Wir sind zu dritt, seine Beistände, also meine zwei Eltern und ich» (Z. 59– 63).

Die Verantwortlichkeiten gegenüber den Geschwistern wurden im schulischen Umfeld auf das GK übertragen. Eine Person sagte, dass Betreuungspersonen sie aus dem Unterricht holten, um den Bruder zu beruhigen oder aus schwierigen Situationen zu begleiten. Auch in alltäglichen Freizeitkontexten entstanden Aufgaben, wie dass das Geschwister unterwegs begleitet werden mussten. Die Schilderungen verdeutlichen, dass die GK auch im schulischen und freizeitbezogenen Kontext zusätzliche Aufgaben übernahmen.

G2: «Es ist natürlich ganz anders, wenn dann mein Bruder mitgekommen ist (. . .) ich habe einfach ein bisschen versucht, auf ihn aufzupassen» (Z. 204- 210).

G3: «Man ist in den Ferien, man spielt mit anderen Kindern und musste dann aber zuerst mit den Kindern diskutieren, ob das Geschwister mitspielen darf oder nicht» (Z. 75- 76).

Gewünschte Unterstützung

Für einige GK war es schwierig, zu benennen, welche Unterstützung sie sich gewünscht hätten. G2 erklärte, sie hätte sich vor allem eine Entlastung für die Mutter gewünscht.

G2: «Ja, ich weiss nicht (. . .) eine Unterstützung, um meine Mutter ein bisschen zu entlasten. Das wäre dann indirekt für mich» (Z. 479– 480).

Weiter äusserte G1, dass sie sich insbesondere mehr schulische Unterstützung und eine bessere Begleitung in Lern- und Gesundheitsfragen gewünscht hätte.

G1: «Also, ich hätte jemanden gebraucht, der kontrolliert, welche Hausaufgaben ich in der Schule habe und ob ich diese mache, und auch einfach vielleicht ab und zu mal

meine Hefte aufmacht und so ein bisschen schaut, wie ich bewertet wurde, weil wenn man so etwas gemacht hätte, hätte man als Drittperson gesehen, dass ich in der Mathematik zum Beispiel komplett ungenügend war. Vielleicht hat man dort, als ich noch etwas jünger war, schon etwas machen können, sodass ich dann in der Oberstufe bessere Zeugnisnoten hatte» (Z. 576- 581).

Sie reflektierte, dass sie sich auch im Hinblick auf Berufswahl und Gesundheit mehr Unterstützung erhofft hätte.

G1: «Ja, ich hätte es gebraucht. Die Frage ist einfach. Ich weiss nicht, ob ich das als Kind selber für mich organisieren konnte oder ob das meine Eltern gemacht hätten, ist eine Frage für sich. Es hätte sicher gutgetan, jetzt gerade auch bei der Berufswahl. Und eben auch ein bisschen, wie es mir gesundheitlich geht, wenn du ein Kind hast, das so viel braucht. Die anderen Kinder fallen unter den Radar. Das heisst ja, gewisse Sachen bemerkt man dann eben nicht. So wie zum Beispiel meine Krankheit, weil niemand fragt» (Z. 638- 643).

Auf die Frage, ob sie sich Unterstützung gewünscht hätte, antwortete G3, dass es hilfreich gewesen wäre, wenn ihre eigene Diagnose früher gestellt worden wäre.

G3: «Eben, also, wenn man vorher gewusst hätte, dass ich hochsensibel wäre, hätte es, glaube ich, einige Sachen auch zu Hause erleichtert (. ...) Also, wir hatten teilweise grossen Streit am Esstisch, weil ich einfach nichts gegessen habe. Und sie dachten, ich mache einfach ein grosses Theater, was aber nicht so gewesen ist. Genau. So auf dieser Ebene. Also, mehr Verständnis für meine Sensibilität. Ja, aber wenn man es nicht weiss, dann kann man es auch nicht anders machen» (Z. 316- 322).

Die Interviews zeigen sehr unterschiedliche Unterstützungsformen. Einige Familien erhielten punktuelle externe Hilfe durch Betreuungspersonen, Veranstaltungen oder schulische Angebote. Therapeutische Unterstützung richtete sich vor allem an das KmB. Das familiäre und nachbarschaftliche Umfeld spielte für mehrere Befragte eine wichtige Rolle. Die Geschwister übernahmen selbst teils umfangreiche Aufgaben von Betreuung über Pflege bis hin zu organisatorischer Unterstützung im Erwachsenenalter. Gewünschte Unterstützung bezog sich vor allem auf Entlastung der Eltern, schulische Begleitung und ein besseres Erkennen eigener Bedürfnisse.

4.3 Bedürfnisse

Nachfolgend werden die in den Interviews sichtbar gewordenen Bedürfnisse der GK dargestellt. Die Ergebnisse werden entlang individueller Bedürfnisse, familiärer Kontexte sowie des sozialen Umfelds strukturiert. Dabei wird aufgezeigt, welche Bedürfnisse rückblickend als wesentlich erlebt wurden und in welchen Bereichen diese erfüllt oder unzureichend berücksichtigt wurden.

Individuelle Bedürfnisse der Geschwisterkinder

In allen Interviews kristallisierte sich heraus, dass das Aufwachsen mit einem GmB als umfassend herausfordernd erlebt wurde. Die Befragten beschrieben ein Spannungsfeld zwischen Zuneigung und Belastung, das ihren Alltag während des Aufwachsens geprägt hatte. Eine zentrale Rolle spielte dabei der Wunsch nach einer unbeschwerten Kindheit, die rückblickend als eingeschränkt wahrgenommen wurde. Zwei Befragte sprachen davon, dass sich die Belastungen bis ins Erwachsenenalter hinein auswirken. Die Erfahrung einer eingeschränkten Kindheit hinterliess langfristig emotionale Spuren. Diese Aussagen bezogen sich auf das eigene Selbstverständnis, den späteren Umgang mit Belastungen und das Bewusstsein für das eigene Rollenverhalten. Es wird deutlich, dass die Herausforderungen nicht ausschliesslich situativ waren, sondern in jeder Biografie erkennbar sind.

G3: «Ich wäre auch gerne einfach Kind gewesen» (Z. 41- 43).

Alle Befragten beschrieben persönliche Rückzugsräume als wichtiges eigenes Bedürfnis. G1 sagte, dass kreative Tätigkeiten wie Zeichnen oder das Aufsuchen von ruhigen Orten dazu beitrugen, sich abzugrenzen und innere Stabilität zu finden. Diese selbstgewählten Freiräume wurden rückblickend als essenziell beschrieben, um die eigene emotionale Balance zu halten.

G1: «In jeder freien Minute habe ich gezeichnet und gemalt (. . .) das war mir sehr wichtig» (Z. 427- 431).

In allen Interviews wurde ersichtlich, dass Aktivitäten und Interessen, die ihnen im Alltag wichtig waren, Freude und Entlastung brachten. Darüber hinaus wurden Wertschätzung und Aufmerksamkeit als grundlegende Bedürfnisse empfunden, die aber nicht immer erfüllt waren. Diese Bedürfnisse beziehen sich sowohl auf emotionale Zuwendung als auch auf individuelle Anerkennung.

G2: «Jedes Kind würde sich wünschen, dass man etwas mehr Aufmerksamkeit bekommt» (Z. 392).

Der Wunsch nach einem geschützten Raum, in dem sie über eigene Gedanken sprechen konnten, war rückblickend für G2 wichtig. Demgegenüber wird beschrieben, dass emotionale Abgrenzung eine Strategie war, um sich selbst zu schützen. Die Aussagen verdeutlichen, dass das Bedürfnis nach Selbstschutz und emotionaler Sicherheit eine wichtige Rolle spielte.

G2: « (. . .) dass ich mich distanzieren (. . .) ist einfach aus Selbstschutzgründen» (Z. 317- 318).

G2: «Ich hätte schon gern einen Raum gehabt, wo man mich fragt, ob ich etwas erzählen möchte» (Z. 480- 482).

Ein weiteres Bedürfnis stellte den Wunsch nach tragfähigen Beziehungen, besonders nach einer engen Freundschaft, dar. Weiter wurde beschrieben, dass das eigene Verhalten stark von Rücksichtnahme geprägt war, was wenig Raum für persönliche Bedürfnisse liess. Diese Aussagen verdeutlichen, dass Nähe, Verlässlichkeit und Selbstbestimmung wichtige Anliegen waren.

G3: «Ich habe mir immer eine beste Freundin gewünscht» (Z. 310- 311).

G4: «Und vielleicht hätte ich auch mal gerne einfach mal nur an mich gedacht.» (Z. 127- 128).

Familiäre Bedürfnisse

Mehrere Befragte äusserten den Wunsch, von ihren Eltern mehr emotionale Zuwendung und Orientierung zu erhalten. Sie beschrieben, dass körperliche Nähe, Zuspruch und Unterstützung in Entwicklungsphasen kaum vorhanden waren. Diese Aussagen verdeutlichen, dass die Befragten sich mehr Begleitung in ihrer persönlichen und schulischen Entwicklung gewünscht hätten.

G1: «Ich musste eigentlich selber verstehen, was ich will (. . .) weil meine Eltern waren nicht präsent für mich» (Z. 591– 603).

Der Wunsch nach einer ausgewogeneren Verteilung familiärer Aufmerksamkeit zieht sich durch alle Interviews. Das Geschwister stand oft im Zentrum und der Wunsch nach Gleichbehandlung wurde selten erfüllt.

G2: «(. . .) dass sie ihn ein bisschen so behandelt haben, als wäre er ein König. Das stört mich schon lange und als ich das angesprochen habe, hat sie immer gesagt, lass ihn doch, er hat schon genug» (Z. 342- 344).

Zwei Befragte schildern ein klares Bedürfnis nach verlässlicher Information und direkter Kommunikation. Es entstanden Unsicherheiten, weil man lange über wichtige Themen im Unklaren gelassen wurde. Aus deren Sicht hätte eine offene Erklärung familiäre Situationen erleichtert.

G4: «Es wäre viel angenehmer gewesen, hätten sie mich hingesezt und dann gesagt, so ist es» (Z. 315– 317).

Bedürfnisse im sozialen und institutionellen Umfeld

Den Wunsch nach einem respektvollen Umgang im sozialen Umfeld sah man bei allen Interviews. Insbesondere ohne Mitleid oder Abwertung.

G1: «Ich mag es nicht, wenn Menschen so tun, als ob ich eine Arme bin» (Z. 660- 662).

Zwei Aussagen verwiesen auf grundlegende Bedürfnisse der Befragten. G2 betonte die Bedeutung von sozialer Einbettung und dem Gefühl, nicht isoliert zu sein. G3 beschrieb den Wunsch nach einer verlässlichen Unterstützungsperson, die Orientierung und Sicherheit bietet. Damit wurden Zugehörigkeit und Schutz als Anliegen erkennbar.

G1: «Wenn ich eine erwachsene Person gehabt hätte, die mir geholfen hätte» (Z. 625- 627).

G2: «(. . .) dass man sieht, dass man nicht alleine ist» (Z. 518).

Eine Befragte schilderte das Bedürfnis nach aktiver Einbindung in Gespräche und soziale Situationen. Sie beschrieb, dass sie häufig selbst die Initiative ergreifen musste, um wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig wurden Situationen als sehr positiv erlebt, in denen Fachpersonen oder Bezugspersonen sie bewusst einbezogen.

G3: «Sie fragt ganz aktiv auch mich. Also es sind so Kleinigkeiten, die eigentlich selbstverständlich sind, die aber mega viel ausmachen» (Z. 197- 199).

G4: «Ich glaube, da war schon eine gewisse Selbstständigkeit von mir da, weil ich halt etwas wollte, und wenn ich es nicht gemacht hätte, dann wäre ich zu Hause gesessen» (Z. 373- 375).

G4 erwähnte, dass bestimmte Bedürfnisse im schulischen oder sozialen Umfeld damals nicht bewusst wahrgenommen wurden. Sie beschrieb, dass sie in der Situation selbst keinen Wunsch nach zusätzlicher Unterstützung verspürte. Rückblickend bleibt offen, ob diese

Einschätzung durch fehlende Erfahrung mit Unterstützungsangeboten beeinflusst war. Die Darstellung zeigt, dass Bedürfnisse auch unausgesprochen bleiben können.

G4: «Ich glaube auch nicht, dass ich das Bedürfnis in diesem Moment gehabt hätte. (...). Ich glaube, es war dann schon okay.» (Z. 197– 199)

Die Bedürfnisse der GK zeigten sich in dem Wunsch nach Rückzug, emotionaler Sicherheit und persönlichen Freiräumen, die ihnen halfen, eigene Stabilität zu finden. Wertschätzung, Aufmerksamkeit und ein geschützter Raum für persönliche Gespräche wurden rückblickend als grundlegende, aber oft unbefriedigte Anliegen beschrieben. In Bezug auf die Familie stand der Wunsch nach emotionaler Zuwendung, verlässlichen Informationen und einer gerechteren Verteilung von Aufmerksamkeit im Vordergrund. Auch im sozialen Umfeld zeigte sich ein Bedürfnis nach respektvollem Umgang, Zugehörigkeit und verlässlichen Bezugspersonen, die Orientierung boten. Zu erkennen war, dass viele Bedürfnisse unausgesprochen blieben oder erst im Rückblick erkennbar wurden.

4.4 Resilienz

Die Ergebnisse der vier Interviews zeigen ein vielschichtiges Bild von Risiko- und Schutzfaktoren im Aufwachsen mit einem Geschwister mit einer Behinderung. Trotz unterschiedlicher familiärer Strukturen, kultureller Hintergründe und SoS wiesen die Erzählungen deutliche Gemeinsamkeiten auf.

Schutzfaktoren

Ein durchgängiger Schutzfaktor war die Präsenz von Personen, die innerhalb oder ausserhalb der Kernfamilie emotionale oder praktische Unterstützung boten.

Bei G1 nahm der Grossvater eine tragende Rolle ein, indem er sowohl Wohnraum als auch finanzielle Unterstützung bereitstellte. Dies entlastete die Familie langfristig.

G1: «Also hat der Grossvater gesagt, sie können zu ihm kommen und im Bauernhaus leben (. . .) Und dann sind sie in den oberen Teil des Bauernhauses gezogen» (Z. 7-9).

G1: «Und mein Grossvater hat meinen Eltern quasi das Land geschenkt, dass sie nicht für das Land zahlen mussten, welches ihm gehörte. Er hat einfach den Vertrag auf sie getan. Plus hat er meinen Eltern auch viel Geld gegeben, weil er wollte, dass meine Eltern dort wohnen können» (Z. 684- 689).

Auch G2 berichtete, dass der Grossvater ihre Eltern finanziell unterstützte, insbesondere beim Abzahlen des Hauses. Zusätzlich spielte ihre ältere Schwester eine wichtige Rolle als Gesprächspartnerin. Später entwickelte sich auch der Kontakt zur Tante zu einer wichtigen Resource.

G2: «Ich hatte noch meine Schwester, die ein Jahr älter ist (. . .) Mit ihr habe ich mich dann halt auch ein bisschen ausgetauscht» (Z. 256- 259).

G2: «Aber als wir ein bisschen älter wurden, so ab 15 Jahren habe ich zu meiner Tante, ein besseres Verhältnis aufgebaut» (Z. 262- 264).

Neben familiären Bezugspersonen war für G1 insbesondere die Nachbarin bedeutsam. Sie bot nicht nur praktische Unterstützung im Alltag, sondern vermittelte ihr erstmals, dass die Verantwortung für den Bruder nicht allein bei ihr lag.

G1: «Und sie war, glaube ich, auch die erste erwachsene Person, mit der ich so ein bisschen reden konnte, und sie hat mir dann aber auch gesagt, dass ich kein Schuldgefühl haben muss, weil der Bruder ist mein Bruder, ich bin nicht seine Mutter, und das ist so wie die Verantwortung von meinen Eltern, also so eine rechtliche Verantwortung, aber auch emotional, was sie tragen, und sie hat mir gesagt, ich muss mich nicht so schlecht fühlen, weil das nicht klappt, weil das ist echt nicht, das ist nicht meine Last zum Tragen, und meine Eltern haben mir das nie gesagt, nie, also, und da bin ich dann immer so ein bisschen überrascht gewesen, also, wie eine andere erwachsene Person das gesagt hat» (Z. 393- 401).

G4 wiederum profitierte von funktionierenden Netzwerken innerhalb der eritreischen Community. Die Mütter organisierten sich gegenseitig, sodass die Kinder am Mittag betreut wurden und die Familien entlastet waren.

Freundschaften stellten für mehrere GK einen weiteren stabilisierenden Schutzfaktor dar. G1 beschrieb die Freundschaft zum Sohn ihrer Nachbarin, mit welchen sie auch in die Schule ging. Ausserdem erzählte sie von ihrer Cousine, die ihr Raum für Austausch bot. G3 hob hervor, dass soziale Kontakte für sie eine wichtige emotionale Stütze waren. Auch G4 fühlte sich durch Gespräche mit Freund*innen gestärkt.

G4: «Wir haben einfach über die Sachen gesprochen und ich habe mich dann abgeholt gefühlt» (Z. 273- 274).

Viele der Befragten betonten die Bedeutung eigener Aktivitäten wie Musik, Sport oder kreative Hobbys. Diese boten ihnen Gelegenheiten, sich unabhängig von der Familiensituation zu entfalten. G1 erwähnte, dass sie in der Oberstufe vermehrt eigene Hobbys nachgehen konnte. Während G2 beschrieb, dass sie durch Schule und Hobbys sich selbst sein konnte. Für G3 war Sport ein wesentlicher Ausgleich.

G2: «Aber ja, es tat gut, dass ich auch noch andere Sachen hatte, wie meine Schule und Hobbys, wo ich einfach ich sein konnte» (Z. 191- 192).

G3: «Also ich habe extrem viel Sport gemacht und also, gerne Sport gemacht. Das war so mein Auslass gewesen für alles» (Z. 161).

Für G2 spielte die Schule eine zentrale Rolle als Schutzfaktor, da sie dort in einem anderen sozialen Umfeld war und sich freier entfalten konnte. G3 betonte, wie wichtig offene Kommunikation über die Behinderung ihres Bruders war.

G2: «Also ja, die Schule hat eine sehr grosse Rolle gespielt, weil ich dort in einem ganz anderen Umfeld war, auch wenn meine ganze Familie in diese Schule gegangen ist. So in meiner Klasse bin ich vielleicht schon sehr eine andere Person gewesen wie bei mir zu Hause. Weil eben zu Hause habe ich mich noch oft zurückgenommen und bin ruhig gewesen, bin sehr anpasst gewesen. Und in der Schule ist dann so geswitcht und es war mein Reich. Und ich wollte laut sein. Ich war nicht frech, aber ich war immer laut und habe viel gesprochen und war offen. Und ich hatte viele Kollegen in meiner Klasse» (Z. 183- 188).

G3: «Offene Kommunikation finde ich extrem wichtig. Also, dass kein Geheimnis daraus gemacht wird, weil, man merkt, also ich glaube, ja, es bringt nichts, ein Geheimnis» (Z. 352- 354).

Risikofaktoren

Neben den Schutzfaktoren zeigten sich in allen Interviews deutliche Belastungen, die körperliche, emotionale und soziale Ressourcen der GK beanspruchten. Viele dieser Faktoren standen im Zusammenhang mit Erwartungen, familiären Belastungen und fehlenden Entlastungsangeboten. Ein wichtiger Risikofaktor stellte der niedrige SoS dar, welcher vertieft im Kapitel 4.5 behandelt wird.

Ein wiederkehrender Risikofaktor war die frühe Übernahme von Aufgaben, die üblicherweise Erwachsenen zukommen. Besonders G1 schilderte dies sehr deutlich und beschrieb sich selbst als «zweite Mutter».

G1: «Dann bist du halt so ein bisschen die zweite Mami, und du kannst einfach alles, oder. Es ist so ein bisschen die Erwartung, dass du alles kannst und alles auf die Reihe bringst» (Z. 290- 292).

Die Befragten berichten übereinstimmend, dass sie bereits im Kindesalter Verantwortung für ihr Geschwister übernommen haben. Dabei fällt auf, dass diese Verantwortung früh begann und über Jahre hinweg präsent blieb. Drei der vier Befragten schildern, dass die Betreuung zur Selbstverständlichkeit wurde und sie dadurch Aufgaben übernahmen, die üblicherweise Erwachsenen zukommen.

G1: «Ich bin eigentlich in der dritten Klasse schon erwachsen geworden» (Z. 155- 165).

G2: «Wir haben recht oft auf ihn geschaut» (Z. 93- 96).

Sie schilderte, dass sie häufig eigene Bedürfnisse zurückstellte, weil sie die Belastung ihrer Eltern wahrnahm.

G1: «Aber du spürst es eigentlich schon so ein bisschen. Einerseits die Erwartung von ihnen, aber auch mega die Hoffnung so bei ihnen, weil du merkst dann, dass du deine Eltern entlastest, darum auch wenn du mal einen Moment hast, wo du, eigentlich wirklich Hilfe brauchst, wo du eigentlich im Endeffekt ein Kind bist, holst du dir eben dann nicht Hilfe, weil du siehst ja, wie deine Eltern schon im Stress sind und du bist schlau genug, um das zu verstehen in dem Alter» (Z. 298- 304).

Die Belastung der Eltern wurde von zwei Befragten als zusätzlicher Stress wahrgenommen. Sie beschreiben, dass sie schon früh miterlebten, wie stark die Eltern durch die familiäre Situation gefordert waren. Dies führte dazu, dass sie sich in Belastungssituationen zurücknahmen oder weniger Raum für eigene Bedürfnisse sahen. Die familiäre Betreuungssituation erzeugte eine ständige innere Anspannung, da die Verantwortung nicht allein bei den Eltern lag, sondern von den Geschwistern teilweise mitgetragen wurde.

G3: «In solchen Situationen ist man einfach ein Einzelkind» (Z. 72- 74).

G1: «Es hat einfach keinen Platz gehabt» (Z. 178- 180).

Auch G3 schilderte, dass sie häufig in einer betreuenden Rolle gewesen war und weniger Kind sein konnte.

G3: «In ganz vielen Situationen bin ich nicht ein Kind gewesen, das gespielt hat, sondern einfach die Person, die sich eingesetzt hat, dass mein Bruder mitspielen kann und geschaut hat, dass er mitspielen kann» (Z. 92- 93).

In allen Interviews zeigte sich, dass die Mütter eine zentrale, aber stark belastete Rolle einnahmen. Mehrere Befragte berichteten von Überforderung, emotionalen Krisen und fehlender Entlastung im Alltag. G1 erzählte, dass ihre Mutter zeitweise nicht arbeiten konnte, weil es ihr psychisch schlecht ging. G2 erinnerte sich an Situationen, in denen ihre Mutter aus Überforderung laut wurde. Auch G4 beschrieb, dass alle Erziehungs- und Alltagsaufgaben bei der Mutter lagen.

G2: «Meine Mutter war oft überfordert, dass sie recht oft einfach das Haus zusammengeschrien hat, und das waren sehr unangenehme Situationen, für uns Kinder, also Geschwister» (Z. 232- 234).

G4: «Entsprechend ist alles an meiner Mutter gewesen, die ganze Erziehung, mit dem ganzen Haushalt, alle Freizeit-Aktivitäten» (Z. 366- 367).

Die Befragten berichten von verschiedenen Belastungen im Zusammenhang mit ihren Eltern. In zwei Interviews wird beschrieben, dass sich die Wahrnehmung von Verfügbarkeit und Unterstützung der Eltern veränderte, nachdem das GmB geboren worden war. Für G1 führte dies zu Phasen von Einsamkeit oder dem Gefühl, weniger Aufmerksamkeit zu erhalten. G2 beschreibt eine emotionale Distanz zu einem Elternteil, die sich im Laufe der Jahre verstärkte.

G1: «Ich war oft einsam, weil es war niemand da» (Z. 143- 152).

Mehrere Geschwister berichteten, wie in Kapitel 4.3 aufgeführt, dass ihre eigenen Bedürfnisse wenig Beachtung fanden oder im Familienalltag keinen Platz hatten. G1 beschrieb, dass ihre Eltern kaum wussten, was in ihrem Alltag geschah.

G1: «Dann ist es so, im Charakter habe ich viel zurückstecken müssen, also, meine Eltern haben eigentlich nie gewusst, was in mir vorgeht, oder, was in der Schule passiert, oder, was ich überhaupt in der Schule lerne, weil, ich konnte nie erzählen konnte, weil sie keine Zeit hatten» (Z. 492- 495).

Aus den Interviews zeigt sich, dass die Belastungen im Zusammenhang mit den Eltern auch Auswirkungen auf das emotionale Erleben hatten. Es wurde wenig über die eigenen Gefühle gesprochen und es gab ein Rückzug seitens der Betroffenen. Teilweise wurden diese Rückzüge mit dem Gefühl verbunden, niemanden belasten zu wollen oder keinen geeigneten Rahmen zu Verfügung zu haben, um persönliche Themen anzusprechen.

G1: «Ich war viel allein zu Hause nach der Schule» (Z. 143- 152).

G2: «Ich habe mich eigentlich niemandem richtig geöffnet» (Z. 216- 217).

G2 schilderte, dass sie gelernt hatte, sich zurückzunehmen und als stilles und angepasstes Kind zu funktionieren. G3 beschrieb ebenfalls das Gefühl, häufig an zweiter Stelle zu stehen und sich automatisch zurückzunehmen.

Neben der alltäglichen Betreuung benennen die Befragten Situationen, in denen sie sich als Kinder überfordert fühlten. Diese Überforderung trat besonders in Momenten auf, in denen das Verhalten des Geschwisters schwer einschätzbar war oder akute Risiken bestanden. Es wird beschrieben, dass einige belastende Erfahrungen bereits unmittelbar nach der Geburt des Geschwisters entstanden, durch eingeschränkten Kontakt und fehlende Erklärungen. Die

Berichte zeigen, dass solche Erlebnisse als belastend erinnert werden und die Beziehung früh beeinflussten.

G2: «Dort hat es recht oft Situationen gegeben, wo wir einfach komplett überfordert gewesen sind, alle Geschwister» (Z. 98).

G1: «Ich durfte ihn am Anfang sehr lange nicht sehen» (Z. 133- 137).

Die Interviews zeigen, dass Schutzfaktoren vor allem in unterstützenden Personen und Netzwerken lagen, darunter Grosseltern, Nachbar*innen, Geschwister, Freundschaften, kulturelle Gemeinschaften sowie eigene Hobbys und Schule. Diese Strukturen boten emotionale Entlastung, Rückzugsmöglichkeiten und Räume für die Selbstentfaltung. Es traten auch deutliche Risikofaktoren auf. Viele der Befragten übernahmen früh Erwachsenenrollen, stellten eigene Bedürfnisse zurück und erlebten Überforderung der Mutter sowie finanzielle Belastungen. Zudem berichteten sie von fehlenden Gesprächen und emotionaler Vernachlässigung.

4.5 Sozioökonomischer Status

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Interviews zum SoS der Familien dargestellt. Der Fokus liegt darauf, wie finanzielle, soziale und strukturelle Rahmenbedingungen den Alltag der GK während des Aufwachsens prägten und in welchem Ausmass sich Unterschiede im Vergleich mit Gleichaltrigen zeigten.

Finanzielle Ressourcen

In allen Interviews wurde deutlich, dass finanzielle Einschränkungen den Alltag der Familien in verschiedener Weise prägten. Besonders G1 schilderte anschaulich, wie sie im Vergleich zu anderen Kindern bemerkte, dass bestimmte Aktivitäten für ihre Familie kaum möglich waren. Dies wurde ihr vor allem dann bewusst, wenn sie sah, wie häufig andere ans Meer reisten, während ihre eigene Familie nur kurze Ausflüge machen konnte.

G1: «Ja, ich habe es noch krass gefunden, wie andere Kinder so oft ans Meer gehen konnten. Weil, ja, ich hatte das Gefühl, das ist nicht normal, es braucht ja wahnsinnig viel Geld» (Z. 468- 470).

Die finanzielle Situation war auch in alltäglichen Situationen spürbar. G1 erinnerte sich daran, wie ihr Vater Dinge im Laden aus der Hand legte, weil er sie nicht bezahlen konnte. Sie beschrieb aber auch, wie ihre Mutter kreative Wege fand, trotz knapper Mittel schöne Erlebnisse zu ermöglichen.

G1: «Aber sonst habe ich mich nicht so mega arm gefühlt, weil meine Mama trotzdem Wege gefunden hat, dass wir Sachen zusammen machen können. Wir sind viel zusammen in Brockenhäusern und so. Und weil wir beide autistisch sind, das habe ich immer so cool gefunden, so Flohmärkte und so, herumwühlen. Ja. Darum habe ich eigentlich schon so weit das Gefühl gehabt, dass ich immer gleich das gute Erlebnis habe» (Z. 738- 742).

Auch G3 berichtete, dass finanzielle Belastungen in ihrer Familie präsent waren und sich auf die verfügbaren Ressourcen ihrer Eltern auswirkten.

G3: «Und ich glaube, meine Eltern haben schon von der Zeit her weniger Ressourcen gehabt. Und man ist einfach, ich glaube, wenn man finanziell in einer guten Lage ist, also hat man einen Stressfaktor weniger als meine Eltern gehabt haben. Und dann vielleicht von der Geduld her und so mehr Ressourcen. Aber sonst haben sie einfach

alles gemacht, um es uns zu ermöglichen. Und das war wie die erste Priorität gewesen» (Z. 273- 278).

Eine weitere Befragte spannte einen weiteren Bogen, indem sie finanzielle Aspekte im Kontext der Migrationsgeschichte ihrer Familie einordnete. Besonders Reisen ins Herkunftsland stellten eine erhebliche Belastung dar und prägten das Familienbudget über Jahre hinweg.

G4: «Und andere auch sozioökonomische Umstände. Halt, alles rundherum ist auch anders. Sie haben das ja gar nicht gekannt. Sie hat das ja eigentlich, während ich aufgewachsen bin lernen müssen. Ich glaube, heute würden sie auch ganz vieles anders machen, weil sie es vielleicht einfach besser verstehen. Und in vielen vielleicht gar nicht, vieles gar nicht so schlimm gewesen wäre, wie sie es dann in dem Moment dargestellt haben» (Z. 186- 191).

Soziale Dimension

In der Reflexion sozialer Erfahrungen wurde deutlich, dass die GK Unterschiede zu Gleichaltrigen oft erst im direkten Vergleich wahrnahmen. Besonders G1 berichtete, wie ihr bewusst wurde, dass andere Kinder bei wichtigen Lebensentscheidungen stärker von ihren Eltern begleitet wurden. Während ihre Mitschüler*innen Unterstützung bei der Berufswahl erhielten, musste sie diesen Prozess weitgehend allein bewältigen.

G1: «Das ist, glaube ich, so ein bisschen der krasseste Spiegel gewesen für mich, weil bei allem anderen habe ich dann so gefunden, ja, auch wenn meine Eltern nicht für mich kochen, oder, ja, ja, dann muss ich ja selber immer aufstehen, und schauen, dass ich überall irgendwie herkomme, egal wo» (Z. 271- 282).

Auch im alltäglichen sozialen Miteinander wurden Unterschiede sichtbar, beispielsweise in Bezug auf Kleidung oder Selbstbestimmung. G1 schilderte, dass sie erst durch Gespräche mit anderen bemerkte, dass es unüblich war, Kleidung zweiter Hand zu tragen.

Zwei Befragte berichteten, dass die familiäre Situation direkte Auswirkungen auf ihre Freizeitgestaltung hatte. Eigene Interessen und Aktivitäten mussten teilweise eingeschränkt oder vollständig aufgegeben werden, weil die Betreuung des Geschwisters Vorrang hatte. Diese Einschränkungen betrafen sowohl regelmässige Hobbys als auch spontane Unternehmungen. Die Befragten beschreiben, dass diese Entscheidungen weniger aus persönlicher Wahl, sondern aus familiären Erfordernissen heraus entstanden sind.

G1: «Manchmal habe ich mit Hobbys angefangen, und habe dann recht schnell wieder abbrechen müssen» (Z. 481- 488).

G1: «Ich habe einfach bei vielem ein bisschen zurückfahren müssen» (Z. 479).

Selbstreflexion

Die Befragten reflektierten intensiv ihre eigene Entwicklung und die langfristigen Auswirkungen ihrer Rolle innerhalb der Familie. G1 beschrieb rückblickend, dass sie ihre besondere familiäre Situation zunächst nicht als etwas Aussergewöhnliches wahrgenommen hatte und erst später realisierte, wie viel Verantwortung sie im Vergleich zu Gleichaltrigen trug.

G1: «Ich glaube, am Anfang habe ich versucht, zu verdrängen, dass ich anders bin, und mehr so ein bisschen das Gefühl hatte, wie jede andere Familie, wir helfen einander, und das ist okay, und er ist einfach kleiner als ich, und ich habe dann auch immer so wie die Augen verdreht, wenn ich ihm in meiner Klasse erzählt habe, was die Mama für sie macht, weil ich so wie gefunden habe. Ja, vielleicht sind sie auch ein bisschen verwöhnt, weil sie es selber nicht können» (Z. 266- 270).

Die Reflexionen der GK zeigen, dass finanzielle, soziale und persönliche Aspekte ihre Entwicklung stark prägten. Finanzielle Einschränkungen wurden von allen wahrgenommen und beeinflussten den Alltag und die Teilhabemöglichkeiten. Im sozialen Vergleich zu Gleichaltrigen wurde deutlich, dass sie viele Aufgaben und Entscheidungen eigenständig bewältigen mussten. In der Selbstreflexion beschrieben die Befragten, wie frühe Verantwortungsübernahme, Rücksichtnahme und familiäre Belastungen ihr Selbstbild, ihre Verhaltensmuster und ihre Rolle innerhalb und ausserhalb der Familie langfristig formten.

5 Ergebnisse der Expertinneninterviews

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Expertinneninterviews anhand von verschiedenen Kategorien dargestellt.

5.1 Zugänge

Die Kategorie «Zugänge» beschreibt, wie GK und deren Familien Angebote erreichen, welche Hindernisse bestehen und welche Faktoren Zugänge erleichtern, aus Sicht der Expertinnen.

Hinderliche Bedingungen für den Zugang zu Angeboten

Die Expertinnen beschrieben übereinstimmend eine Vielzahl an Barrieren, welche den Zugang von GK und deren Familien zu Unterstützungsangeboten erschwerten. Diese Barrieren liegen sowohl auf struktureller Ebene als auch im familiären Alltag und betreffen insbesondere finanzielle, sprachliche, kulturelle und zeitliche Ressourcen.

Finanzielle Aspekte wurden von allen Expertinnen als ein grosses Hindernis genannt. Familien hätten oft nicht die Mittel, um Freizeitaktivitäten zu finanzieren oder exklusive Zeit mit dem GK zu ermöglichen.

E1: «Gemeinsame Unternehmungen sind häufig einfach mit Kosten verbunden (. . .) dort haben wir einfach gemerkt, dass das schon einen Einfluss hat (. . .) was kann sich die Familie leisten, wie können sie (. . .) die Familienzeit miteinander verbringen, oder? Oder wie können sie exklusiv Zeit mit dem Geschwisterkind verbringen?» (Z. 31– 34)

E2: «Das Geld, das ihnen nicht reicht (. . .) Ausflüge, was auch immer, sind schon mal gar nicht drin» (Z. 116– 117).

E3: «Finanzielle Hürden könnten vielleicht auch eine Rolle spielen (. . .) man muss trotzdem etwas zahlen. Das zahlt nicht die Krankenkasse» (Z. 146– 148).

Besonders Familien mit Migrationsgeschichte seien mehrfach belastet. Sprachliche Hürden erschweren nicht nur das Verständnis von Informationen, sondern auch die Teilnahme an Angeboten.

E3: «Und dann ist es schon einmal erschwert, eigentlich für viele Eltern, für eine andere Kultur, wo die Sprache nicht so gut beherrschen (. . .) Es ist sicher nachher für solche Familien noch schwieriger» (Z. 45– 49).

E3: «Ja, also das kann man ganz klar sagen. Die Leute haben weniger Chancen, gute Hilfe zu bekommen, als jemand, der die Sprache gut beherrscht und mit diesen kulturellen Normen vertraut ist» (Z. 176- 178).

Die Expertinnen betonten, dass viele Familien emotional und zeitlich stark beansprucht sind. In Belastungssituationen steht das GK an zweiter Stelle, selbst wenn die Eltern sehr reflektiert sind. E2 wies darauf hin, dass gerade ruhige und angepasste Kinder leicht übersehen werden und dadurch weniger Unterstützung erhalten.

E2: «Selber nehmen sie sich oft die Hilfe nicht (. . .) und ihnen wird auch oft nicht Hilfe angeboten, weil man denkt, ja, sie sind doch eh schon so «gäbig». Also, dort werden sie oft verkannt» (Z. 4- 5).

Auch im schulischen Kontext wirken Überlastungen hinderlich. Lehrpersonen seien oft so beansprucht, dass sie ruhige GK nicht ausreichend im Blick hätten und Gespräche mit der Schulsozialarbeit kaum möglich seien.

«Das Problembewusstsein, dass ruhige Kinder nicht einfach nur praktisch sind in der Schule sondern, dass sie eigentlich genauso auf dem Radar sein müssten (. . .) Lehrpersonen, die so überlastet sind, die vielleicht auch das Gespräch mit der Schulsozialarbeit auch möglichst versuchen zu meiden, weil sie auch sonst schon so überlastet sind» (Z. 263- 267).

Ein weiterer zentraler Hinderungsgrund ist der dichte Therapie- und Terminplan des Kindes mit Behinderung. Dieser lasse GK kaum Zeit für zusätzliche Angebote. E3 erläuterte, dass der Alltag vieler Familien so stark strukturiert sei, dass das GK schlicht keine Zeit mehr hätte.

E3: «Eben, das ist nachher tatsächlich so, oder, dass das Kind mit einer Behinderung, insbesondere wenn es eben eine schwere Behinderung ist (. . .) Irgendwie alle Termine, die sie zum Teil haben, und so, wahrzunehmen, nachher dann scheitert es auch an dem, ja. Dass dann die Geschwister einfach nicht auch noch sein können» (Z. 260- 264).

Ein weiterer Punkt betrifft die GK selbst. Viele möchten ihre Freizeit nicht in Angeboten verbringen, in denen die Behinderung erneut im Mittelpunkt steht.

E3: «Sie haben ja sonst schon so viel zu tun mit ihren Geschwistern und nachher auch noch in so eine Gruppe gehen. Und dann wieder, ja, ich denke, viele Geschwister von Menschen mit Behinderung möchten ein möglichst normales Leben. Sie würden ja die

Zeit vielleicht lieber brauchen, um sonst etwas zu machen als jetzt da an einen Ort zu gehen, wo es dann wieder um ihr Geschwister geht» (Z. 124- 129).

Förderliche Bedingungen für den Zugang zu Angeboten

Die Expertinnen berichteten über Faktoren, die den Zugang zu Angeboten erleichtert haben. Diese beziehen sich vor allem auf elterliche Ressourcen, strukturelle Rahmenbedingungen und wirksame Informationswege.

Ein höheres Bildungsniveau oder Bewusstsein für psychosoziale Belastungen erhöht laut E1 die Wahrscheinlichkeit, dass Eltern Angebote wahrnehmen. E2 ergänzte, dass bei bildungsfernen Familien vor allem Vertrauenspersonen eine entscheidende Rolle spielten.

E2: «Bildungsferne Leute hören auf die Lehrerinnen» (Z. 302– 303)

Auch die Erreichbarkeit eines Angebots wurde als entscheidend beschrieben. E3 betonte, dass ein gut an den öffentlichen Verkehr angebundener Standort den Zugang deutlich erleichtert.

Ein weiterer zentraler förderlicher Faktor bestand laut allen Expertinnen darin, wie Informationen verbreitet wurden. E3 verwies auf die Bedeutung gut zugänglicher Online-Informationen und klarer Kommunikationswege innerhalb der Institution. E2 schilderte, dass sich in der Praxis informelle Wege wie Mund-zu-Mund-Propaganda als besonders wirksam erwiesen haben.

E1: «Wenn wir in der Öffentlichkeit sind, also wenn man darüber schreibt, wenn man es porträtiert, das gibt Möglichkeiten für Eltern, dass sie Kontakt aufnehmen» (Z. 309-311).

Die Expertinnen beschrieben zahlreiche Hürden, die Familien und GK am Zugang zu Unterstützungsangeboten hindern. Dazu gehören vor allem finanzielle Belastungen, sprachliche und kulturelle Barrieren, fehlende zeitliche und emotionale Ressourcen sowie die starke Terminbindung der Familien. Auch ruhige GK werden häufig übersehen oder wünschen sich Abstand von der Thematik. Förderlich für den Zugang sind hingegen elterliche Bildung und Sensibilisierung, vertrauensvolle Bezugspersonen, gut erreichbare Angebote und klare, niederschwellige Informationswege.

5.2 Angebote

In den Interviews schilderten die Expertinnen sowohl bestehende Angebote als auch Lücken und Entwicklungsbedarfe im Bereich der Unterstützung für GK.

Bestehende Angebote

Ein klar strukturiertes und spezifisch auf GK zugeschnittenes Angebot wurde von E3 geschildert. In ihrer Institution findet jährlich ein Gruppenangebot statt, das sich an Geschwister von Kindern im Autismus-Spektrum richtet. Dieses verfolgt mehrere Ziele. Die Vermittlung von Wissen über autistische Wahrnehmung, die Stärkung, die Selbsterfahrung sowie der soziale Austausch mit anderen GK. E3 erläuterte verschiedene Methoden, die sowohl der Wissensvermittlung als auch der Ressourcenorientierung dienen. Dazu gehören spielerische Elemente, Selbsterfahrungsübungen, die bestimmte Wahrnehmungsbesonderheiten simulieren, sowie kurze Filme. Solche Übungen sollen den Kindern ermöglichen, die Perspektive ihres Geschwisters besser nachzuvollziehen und gleichzeitig positive Gruppenerlebnisse zu sammeln. Neben gezielten Geschwistergruppen existieren laut E3 auch punktuelle Angebote für die ganze Familie.

E3: «Es gibt auch so Lager, für ganze Familien zum Beispiel» (Z. 223– 224).

Die anderen Expertinnen führten ihre Angebote im Bereich GK nicht weiter aus, sondern verwiesen eher auf bestehende Strukturen ihrer Institution.

Fehlende oder gewünschte Angebote

Alle Expertinnen beschrieben Lücken im Bereich der Angebote für GK und formulierten unterschiedliche Ideen, wie diese geschlossen werden könnten. Ein wiederkehrender Punkt war der Bedarf an Angeboten nicht nur für Geschwister, sondern auch für deren Eltern. E1 betonte, dass elterliche Unterstützung und Bildung wesentlich dazu beitragen könnten, die Familiensituation zu entlasten.

E1: «Dort, glaube ich, könnten wir vom Verein dort sicher auch noch (. . .) den Eltern Unterstützung bieten, genau, Bildung, und nicht nur aufmerksam machen» (Z. 253-255).

E2 formulierte konkrete Vorschläge für schulnahe Angebote. Sie regte an, dass Schulen Treffpunkte für GK schaffen könnten im Rahmen der Schulsozialarbeit. Da könnten gezielt Räume angeboten werden, in denen Austausch stattfindet oder gemeinsame Aktivitäten organisiert werden.

E2: «Dass man in der Schule auch schaut, gibt es Treffpunkte im Schul-Setting, zum Beispiel bei der Schulsozialarbeit, die sagen, hey wir haben in verschiedenen Klassen so Geschwisterkinder. Wir schauen besonders, dass sie Treffen haben oder irgendwie. Man könnte auch einen Schulanlass machen, dass sie auch mit anderen Kindern, mit welchen sie gerne zusammen sind, ein bisschen mehr Zeit verbringen können» (Z. 9-13).

Sie betonte, dass Angebote möglichst niederschwellig sein sollten und an die Schule gebunden werden.

«Und einfach die Leute an die Hand nehmen, Angebote. (. . .) Ich würde es halt vielleicht verknüpfen, dass man zum Beispiel sagen kann, Besuchstage, Schulsozialarbeit und vielleicht, Angebote mit Hort und weiss nicht was alles, oder? Dass man vielleicht dort einmal zusammen hinget und sagt, wie könnte man das verknüpfen? Könnte man Themenmonate machen? Mit einem schönen Kaffee, mit was auch immer, wo man die Leute ein bisschen hinlocken kann. Die Vernetzungen, wo sie merken, ich muss nicht nur gescheit hören gehen, sondern ich kann auch mit einem Kind zusammen vielleicht auch noch etwas basteln zum Thema oder ich nehme etwas nach Hause und so weiter» (Z. 294- 301).

Ein zentraler Aspekt war die Kostenfrage. E2 wies daraufhin, dass Angebote möglichst kostenlos oder nur mit einem symbolischen Beitrag verbunden sein sollten, da finanzielle Hürden für viele Familien eine entscheidende Schwelle darstellen. Ausserdem soll der Weg nicht zu lang sein.

E2: «So Angebote fehlen, die A nichts kosten, sondern vielleicht einen symbolischen Beitrag brauchen. So kann man vielleicht die Leute reinholen. (. . .) Und das andere ist, die Wege so kurz wie möglich zu machen.» (Z. 325- 328).

E3 ergänzte, dass Räume für den Austausch unter den Eltern sowie unter den Geschwistern häufig fehlen, und aus ihrer Sicht besonders hilfreich wären.

E3: «Und dass es vielleicht hilfreich sein könnte, sich mit anderen Eltern oder eben auch mit Geschwistern untereinander auszutauschen» (Z. 179- 181).

Die Expertinnen beschrieben eine sehr begrenzte Angebotslandschaft für GK in der Schweiz. Als bestehendes Angebot wurde ein jährlich stattfindendes Gruppenformat genannt. Darüber hinaus existieren vereinzelt familienorientierte Angebote. Hier wurden deutliche Lücken sichtbar. Es fehlen niederschwellige, kostengünstige und schulnahe Unterstützungsangebote für GK und deren Eltern sowie Räume für den Austausch.

5.3 Erkenntnisse aus der Arbeit mit Geschwisterkindern

Die Expertinnen schilderten vielfältige positive und stärkende sowie auch herausfordernde Erfahrungen und Erkenntnisse aus ihrer Arbeit mit GK und deren Familien. Die Schilderungen verdeutlichen sowohl förderliche Prozesse als auch Belastungsfaktoren, die den Alltag der GK prägen. Zudem schilderten sie, welche Bedürfnisse der GK aus der fachlichen Perspektive wahrgenommen werden.

Stärkende Erfahrungen

Mehrere Expertinnen beschrieben, dass Austausch und Gruppenangebote für GK besonders stärkend wirken. E1 hob hervor, dass Kinder davon profitieren, andere in ähnlichen Situationen kennenzulernen und zu erleben, dass ihre Gefühle und Belastungen geteilt werden. Dies vermittelt Normalität.

E1: «Ja, ich glaube, Austausch, Psychohygiene, Stärkung, also weisst du, es geht ja dort auch um die ganze Ressourcenstärkung, also mit den Gefühlen, mit denen sie da sind, dass sie auch vertrauen (. . .). Ich glaube, das ist wichtig, dass sie sich dort auch nicht allein gelassen fühlen, dass sie sehen, das ist nicht eine Ausnahmesituation, es gibt noch andere, die das auch ähnlich erleben» (Z. 180- 184).

Auch E2 berichtete von positiven Erfahrungen, insbesondere wenn mit Kindern gemeinsam an der Strukturierung ihrer Belastungen gearbeitet wurde. Dazu nutzt sie in der Therapie regelmässig bildhafte, spielerische und körperorientierte Methoden, die den Kindern helfen sollen, ihre Überforderung sichtbar zu machen und Grenzen wahrzunehmen.

E2: «Ein Tintenfisch, und ich sage mal, wo sind eigentlich die Arme, wo hast du die Fühler überhaupt draussen? Weil das Nervensystem ist eigentlich so oft so überreizt, weil sie ja immer reagieren müssen, ist jetzt wieder etwas oder nicht, je nach Situation. Und dann mache ich wirklich mit denen Tintenfischarme so Zettelchen oder Zeichnungen, je nachdem, wie alt das Kind auch Bühne legen und sagen, hey, wo überall. Und dann halt mit ihnen wirklich überlegen, hey, wenn, wo kannst du denn auch mal den Arm einfahren? Schau, jetzt ist Spitex da, oder jetzt ist das so. Schau dann bewusst und dann halt die Eltern anleiten und sagen, hey, schau, jetzt nimmst du das wirklich zurück» (Z. 34- 41).

Darüber hinaus betonte E2, wie wichtig die ressourcenorientierte Arbeit ist. Zugleich macht sie darauf aufmerksam, dass bestimmte Stärken langfristig zur Belastung werden können, wenn Kinder zu viel Verantwortung übernehmen.

E2: «Die Stärken, die diese Kinder haben, könnten später eben ein Bumerang sein. Gesundheitlich. Also, dort muss ich immer so ein bisschen schauen, versus Gefahr in Verzug. Also, was ist wirklich eine Ressource und was könnte später zur Hypothek werden?» (Z. 142- 145).

Herausfordernde Erfahrungen

Die Expertinnen schilderten zahlreiche Schwierigkeiten, die sowohl Familien und GK als auch Fachpersonen betreffen. E1 berichtete, dass trotz sorgfältiger Planung manche Programme kaum besucht wurden. Verschiedene Angebote, darunter ein Theaterworkshop, mussten beinahe abgesagt werden.

E1: «Also, wir haben jetzt eine spannende Erfahrung gemacht, eben im Kinderhospiz. Die haben gefunden, hey, wir machen jetzt die Unterrichtszeit, also, wir machen jetzt explizit am Montagnachmittag, wo sie unterrichtsfreie Zeit haben, und dafür in diese Gruppe kommen, weil sie eine besondere Situation haben, und das hat also überhaupt keinen Anklang gefunden. Auch von Seiten der Eltern, die gesagt haben, nein, das geht nicht, das ist nicht möglich, und das können wir so nicht organisieren» (Z. 193- 198).

E1: «Ganz am Anfang, vor Jahren, hatten wir mal so einen Theaterworkshop, total cool organisiert. Du glaubst nicht, wir haben drei Familien gehabt, also drei Kinder, und auch dann nicht sicher gewesen, wird es jetzt durchgeführt oder nicht. Das ist wirklich so die Herausforderung, oder. Wie kannst du die in der Regel noch zusammenbringen?» (Z. 365- 368).

E2 schilderte schwierige Situationen, in denen Kinder Aufgaben übernommen hätten, die sie emotional überforderten. Besonders in Familien mit Migrationsgeschichte komme es vor, dass Kinder als Dolmetschende auftreten oder Verantwortung tragen.

E2: «Ja, da werden sie vielleicht gar noch zu Dolmetschern im Spital. Kinder müssen sogar noch in Aufgabenfeldern zusätzlich sein, wo sie vielleicht nicht einmal möchten. Also, dass sie wirklich sogar auf diese Ebene geholt werden. Und je nachdem, je nach Alter, also wenn ich so bei den 5., 6. Klassen gesehen habe, plötzlich zu merken, wenn du zum Beispiel bildungsferne Eltern hast. Wo das Kind plötzlich merkt, hey, ich bin intellektuell so viel weiter, weder Mami noch der Papi, der checkt das nicht. Scham. Also ja, das kommt dann schon alles noch dazu, dass das Gefälle nicht nur die Parentifizierung, wo Geschwister schauen, sondern wo wirklich auch, wo merkt man, dass das Gefälle grundsätzlich anfängt, sich zu verändern» (Z. 130- 138).

E3 berichtete, dass einige GK sich zunehmend auf Peers konzentrieren und sich vom Familiensystem abgewandt hätten, vor allem wenn sie selbst zu kurz gekommen seien.

E3: «Was halt einfach so ist: Das Geschwisterkind kommt zu kurz. Es gibt auch Geschwister, die je länger, desto mehr sich nach aussen orientieren. Das habe ich ein paar Mal erlebt. Und halt einfach gar nicht viel zu Hause sind und sich voll auf die Peergroup fokussieren» (Z. 205- 208)

Ein weiterer belastender Aspekt betrifft die administrative Verantwortung, die Familien oft kaum bewältigen können. E3, dass insbesondere sozial benachteiligte Familien wenig Ressourcen haben, um komplexe Anforderungen wie IV-Abklärungen (Invalidenversicherung) oder Weiteres zu bewältigen.

E3: «Also, das Administrative ist schon, also einerseits halt eben sprachliche Gründe und vielleicht dann auch mal, wenn jemand bildungsfern ist oder eben nicht viel Zeit hat, sowieso schon stark belastet ist, jetzt muss man nochmal mit der IV auseinandersetzen. Gerade wenn es dann nachher beim ersten Versuch abgelehnt wurde, und es nachher darum geht, noch einen Einwand zu machen. Dann sind sicher Familien, die sozioökonomisch benachteiligt sind, eben auch dort benachteiligt, wenn sich niemand darum kümmert» (Z. 52- 58).

Bedürfnisse

Viele GK kommen erst mit Unterstützung dahin, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen. Dafür benötigen sie ausreichend Zeit und klare Strukturen. Das ermöglicht ihnen, sich von gewohnten Mustern zu lösen.

E2: «Wo man dann einfach sehr schnell übersieht, dass das eigentlich das Bedürfnis greifen, nicht so geschult ist (. . .) Da braucht man am Anfang sehr viel mehr Zeit, dass sie überhaupt aus dem Muster rauskommen und sagen, hey, ich darf wirklich wählen» (Z. 24- 30).

GK benötigen Entlastung und sollen diese auch erleben. Damit ist gemeint, dass sie nicht ständig mitdenken oder vorausplanen müssen. Es soll ihnen ermöglicht werden, im Spiel aufzugehen und den Alltag ohne zusätzliche Verantwortung zu erleben. Dadurch wird ihre kindliche Perspektive stärker in den Vordergrund gestellt und hilft bei ihrer Entwicklung.

E2: «Hey, du darfst jetzt ganz Kind sein und du musst jetzt gar nicht, ich weiss nicht, wie mich beobachten. Und du musst auch nicht vorausdenken» (Z. 43- 44).

Verlässliche Bezugspersonen geben Sicherheit und Orientierung. Das Gefühl, den nächsten Schritt nicht allein planen zu müssen, schafft Entlastung. Vertrauen kann so schrittweise aufgebaut werden.

E2: «Ja, ich darf mal jemandem vertrauen und ich muss nicht gerade den nächsten Schritt kennen» (Z. 48- 49).

Es braucht Räume für die GK, in denen sie nicht in einer helfenden Rolle sein müssen. Sie sollen erleben, dass auch Passivität erlaubt ist. Die Möglichkeit, nicht ständig Verantwortung zu übernehmen, ist ein wichtiges Bedürfnis für die GK.

E2: «Ich darf einmal die Faule sein. Ich darf mal die sein, die sagt hey, bring mir einmal, oder ich bin nicht immer die Krankenschwester» (Z. 90- 94).

Der Zugang zu Unterstützung entsteht häufig erst nach und nach. Manche Geschwister müssen lernen, Hilfestellungen anzunehmen. Dieser Prozess benötigt Geduld und passende Rahmenbedingungen.

E2: «Sich selber die Erlaubnis irgendwann zu geben und nicht zu sagen, ich kann es nicht annehmen. Und dann geht es irgendwann darum, Kräfte und Ressourcen anzunehmen» (Z. 96- 98).

Die Fachpersonen sprechen alle den zeitlichen Aspekt an, dass GK zu wenig Aufmerksamkeit bekommen. Ihre Anliegen gehen im Alltag häufiger unter. Angebote und zusätzliche Betreuung können ihnen den Raum verschaffen, sich mitzuteilen, und ermöglichen, dass sie sich einbringen können. So können Bedürfnisse sichtbar gemacht und bearbeitet werden.

E3: «Den Geschwistern wirklich auch die Möglichkeit zu geben, was sie benötigen» (Z. 220- 223).

Die Expertinnen berichteten sowohl von stärkenden als auch von herausfordernden Erfahrungen in der Arbeit mit GK. Als förderlich wurden insbesondere Austausch, ressourcenorientierte Zugänge und passende Angebote beschrieben. Gleichzeitig zeigten sich Überforderung durch frühe Rollenübernahme, geringe Teilnahme an Angeboten sowie hohe administrative Belastungen der Eltern. Die Aussagen verdeutlichen zudem, dass GK Zeit benötigen, um eigene Bedürfnisse wahrzunehmen, und auf klare Strukturen, verlässliche Bezugspersonen, Entlastung sowie Räume ohne Verantwortungsübernahme angewiesen sind. Zudem wurde betont, dass GK im Alltag häufig zu wenig Aufmerksamkeit erhalten und spezifische Angebote zur Bedürfniswahrnehmung und Entlastung erforderlich sind.

5.4 Rolle der Sozialen Arbeit

Aufbauend auf diesen Erkenntnissen wird im Folgenden die Rolle der SA in der Unterstützung von GK und ihren Familien dargestellt.

Der «Verein Raum für Geschwister» (VRG) bietet eine Weiterbildung für die Thematik der GK. Dabei ist die Sensibilisierung ein wichtiger Faktor. Vernetzung ist ein wichtiger Bestandteil, um Angebote für GK aufzubauen. Weiter wird erwähnt, dass die Sensibilisierung regional erfolgt, über Pilotprojekte in verschiedenen Kantonen, die neue Institutionen einbeziehen. Darüber hinaus wird auch der Schulkontext als Ort genannt, an dem Sensibilisierung stattfindet. Unter anderem trägt die Schulsozialarbeit hier eine grosse Verantwortung.

E1: «Wir haben das letzte Jahr das erste Mal einen Lehrgang durchgeführt für die Fachpersonen» (Z. 80- 86).

E2: «(. . .) und für die Schulsozialarbeit immer wieder, hey, nicht nur wenn es Probleme gibt, oder wenn du ruhig bist, sondern du interessierst mich auch sonst» (Z. 62- 64).

Hier ist ersichtlich, wie wichtig die Bedeutung von Angeboten für GK mit einer hohen belasteten Familiensituation ist. Mehrere Aussagen betonen, dass Stresssituationen und erschwerte soziale Bedingungen gleichzeitig auftreten und sich gegenseitig verstärken können. Dabei ist zu beachten, dass Unterstützungsangebote relevant sein müssen für die Familie und die GK.

E1: «Einer der Risikofaktoren sind stressvolle Situationen in den Familien (. . .) und dann auch eine sozioökonomische Einschränkung. Das potenziert natürlich hoch» (Z. 4- 7).

Weiter ist ein interprofessioneller Ansatz notwendig, bei dem verschiedene Fachrichtungen zusammenarbeiten. Die Wichtigkeit wird ebenfalls damit unterstrichen, dass es nicht nur um die Geschwister, sondern auch um die Stärkung der gesamten Familie geht.

E1: «Ich würde es in diesem Sinne begründen, dass es eigentlich eine Interprofessionalität braucht in diesem Bereich» (Z. 274- 276).

E3: «Es geht jetzt eigentlich auch ein bisschen darum, die Familie zu stärken» (Z. 185- 186).

Für Fachpersonen ist es wichtig, dass den GK Raum gegeben wird, in dem sie ihre eigenen Bedürfnisse zeigen können. Dabei sollen sie entlastet werden, indem andere Verantwortung

übernehmen und Stabilität bieten. Teil der Rolle der Fachperson ist auch, dass sie Familien informieren, auf Angebote hinweisen und passende Zugänge vermitteln.

E2: «Denen eine Stimme geben (. . .) dass sie nicht halten müssen, dass sie mal loslassen können, merken, es hält jemand anderes» (Z. 365- 368).

Deutlich wird auch, dass die Rolle der Fachperson unter anderem auch aus Netzwerkaufbau und Kooperation zwischen verschiedenen Institutionen besteht, um passende Unterstützungswege zu finden. Erwähnenswert ist, dass der Zugang zu öffentlichen Geldern schwierig ist, um Angebote zu schaffen für GK.

E1: «Da würdest du nicht öffentliche Gelder finden (. . .) da muss man wirklich ein gutes Fundraising betreiben» (Z. 265- 271).

Sensibilisierung und Vernetzung sind zentrale Elemente in der Arbeit mit GK. Sei es durch Weiterbildungen, regionale Projekte oder im Schulkontext. Ersichtlich wird auch, dass belastende familiäre und sozioökonomische Situationen häufig zusammen auftreten und bei Angeboten berücksichtigt werden müssen. Wichtig ist die Bedeutung interprofessioneller Zusammenarbeit und der Einbezug der gesamten Familie. Die Rolle der Fachpersonen umfasst die Vermittlung von Angeboten und Netzwerkarbeit, wobei die Finanzierung als Herausforderung beschrieben wird.

5.5 Vernetzung

Anfragen werden innerhalb bestehender Netzwerke weitergeleitet. Dadurch lassen sich passende Stellen finden, wenn spezifische Unterstützung benötigt wird. Es zeigt sich aber auch, dass die vorhandenen Strukturen noch ausgebaut werden müssen, damit Angebote gut erreichbar bleiben.

E1: «Man geht halt im Netzwerk dann herumfragen, wenn es spezifisch etwas braucht. Es hat zu wenig, ganz klar. Wir haben noch Bedarf, da in der Schweiz. Aber ich glaube, mit einer guten Grundversorgung, einer guten Niederschwelligkeit auch, können wir eben wirklich auch Komplikationen, komplizierte Verläufe auch verhindern» (Z 299-303).

In der Vernetzung werden regionale Unterschiede sichtbar. Während städtische Regionen oft besser erschlossen sind, gestaltet sich die Situation im ländlichen Raum schwieriger. Für viele Familien bedeutet dies längere Wege und weniger Zugangsmöglichkeiten zu bestehenden Angeboten.

E1: «Wenn du das jetzt so sagst, im Raum Bern, das ist natürlich cool, aber was machst du mit den Kindern auf dem Land aussen?» (Z. 359- 360).

Ein weiterer Teil besteht darin, sich bewusst zu sein, dass Familien mit ähnlichem kulturellen Hintergrund wahrscheinlich eher miteinander in Kontakt treten. Es können so je nach dem auch Barrieren reduziert werden, die durch unterschiedliche sprachliche oder kulturelle Voraussetzungen entstehen. Gemeinsame Erfahrungsräume erleichtern den Austausch und schaffen niederschwellige Zugänge.

E3: «Dann müssen wir wahrscheinlich anbieten, dass wir irgendwie für die Familie den gleichen Kulturkreis oder so zusammenbringen können, die so ein Kind haben» (Z. 171- 172).

Vernetzungsarbeit umfasst auch den Kontakt zur gesamten Familie. Diese Aussage zeigt, dass innerfamiliäre Strukturen ein wichtiger Bestandteil sind und externe Angebote diese nicht ersetzen können. Austausch mit Familienangehörigen und deren Einbindung ist zentraler Bestandteil.

E3: «Dass das wahrscheinlich mit der Familie selber ansetzt (. . .) Aber ich glaube eben, dass innerhalb von der Familie, also wenn das immer irgendwie möglich ist, also das

ist darum kein Ersatz für, dass man innerhalb von der Familie halt auch eigentlich etwas braucht» (Z. 286- 293).

Eine wichtige Rolle spielen auch Entlastungsangebote. Diese können Familien zeitweilig entlasten und zusätzliche Ressourcen schaffen. Wenn eine Familie durch den Sozialdienst unterstützt wird, können diese Stellen eingebunden werden. So könnten finanzielle Aspekte gleich mitberücksichtigt werden.

E3: «Zum Beispiel Wochenendentlastung oder so. Aber da muss man auch etwas zahlen, damit es übernommen wird» (Z. 329- 330).

Die Expertinnen beschreiben, dass Unterstützung über bestehende Netzwerke vermittelt wird, es aber auch einen Mangel an gut erreichbaren Angeboten gibt. Dabei werden deutliche Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Regionen benannt. Weiter wird erwähnt, dass gemeinsame kulturelle Hintergründe den Austausch zwischen Familien erleichtern können. Die Vernetzung ist ein wichtiger Faktor, der sowohl externe Unterstützungsangebote als auch die Einbindung der Familie und entlastende Massnahmen beinhaltet.

6 Interpretation der Ergebnisse

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Leitfaden- und Expertinneninterviews zusammengefasst und mit den theoretischen Grundlagen zusammengeführt. Dies erfolgt entlang wichtiger Themen, die durch die Interviews hervorgehoben wurden.

6.1 Beziehungen und Bedürfnisse

Geschwisterbeziehungen gelten in der Theorie als Primärbeziehungen, die durch Dauerhaftigkeit, emotionale Ambivalenz und hohe Bindungsintensität geprägt sind (Frick, 2023, S. 15–17; Hackenberg, 2008, S. 13). Besonders im Kontext einer Behinderung verändern sich typische Geschwisterdynamiken, da Rollen asymmetrischer werden und Rivalität häufig zurücktritt (Achilles, 2013, S. 18–22). Zudem kann die familiäre Belastung zu Verschiebungen in der Eltern-Kind-Beziehung führen, etwa durch eine ungleiche Verteilung von Aufmerksamkeit (Fietkau, 2007, S. 24–26; Möller et al., 2016, S. 67–69). Aus der Perspektive der in Kapitel 2.3 vorgestellten Bedürfnisansätze besteht in solchen Konstellationen das Risiko, dass psychische und soziale Bedürfnisse nur eingeschränkt erfüllt werden. Diese Bedürfnisse gelten zwar als elastisch, ihre langfristige Nichtbefriedigung kann jedoch mit erhöhten Belastungen verbunden sein (Grawe, 2004, S. 185–192; Obrecht, 2005, S. 44–48).

Vor diesem Hintergrund ist es zentral, zu untersuchen, wie die Befragten ihre Beziehungen zu den Geschwistern, zu den Eltern und zum sozialen Umfeld erlebt haben und wie ihre Bedürfnisse berücksichtigt wurden.

Empirische Muster

Die Ergebnisse zeigen, dass Beziehungen für das Aufwachsen der GK eine wichtige Rolle spielten und mit ihren Bedürfnissen verknüpft waren. Bedürfnisse wurden dabei nicht einzeln benannt, sondern zeigten sich eingebettet in Beziehungserfahrungen zum Geschwister, zu den Eltern und dem sozialen Umfeld.

In den Geschwisterbeziehungen zeigte sich durchgehend eine ausgeprägte emotionale Nähe. Die Beziehung wurde als selbstverständlich und stabil erlebt. Sie war aber auch von einer früh einsetzenden Verantwortungsübernahme geprägt. Mit zunehmendem Alter übernahmen die GK vermehrt schützende, betreuende und unterstützende Aufgaben. Offene Konflikte oder Rivalität traten kaum in Erscheinung. Stattdessen zeigte sich ein Muster von Rücksichtnahme und Harmonieorientierung. Bedürfnisse nach Nähe und Verbundenheit waren stark präsent,

während Bedürfnisse nach Selbstbestimmung, Unbeschwertheit und emotionalem Ausdruck häufig zurückgestellt wurden.

Die Beziehung zu den Eltern zeigt ein ausgeglichenes Bild. Mehrere GK berichteten von eingeschränkter emotionaler Verfügbarkeit, fehlender Orientierung oder mangelnder Aufmerksamkeit. Bedürfnisse nach Zuwendung, Anerkennung und verlässlicher Begleitung blieben teilweise unerfüllt. Es wurden aber auch elterliche Beziehungen als stabilisierend erlebt, vor allem dort, wo emotionale Unterstützung und Bestärkung vorhanden waren. Auch hier zeigt sich eine frühe Übernahme von Verantwortung innerhalb der Familie, oft ohne eigene Wahlmöglichkeiten, was den Handlungsspielraum der GK einschränkte.

Ausserhalb der Familie wurden Beziehungen als entlastend erlebt, aber es war begrenzt auf wenige Personen. Freundschaften erfüllten das Bedürfnis nach Abstand vom familiären Alltag und nach Normalität. Es zeigt sich auch ein starkes Bedürfnis nach Akzeptanz, respektvollem Umgang und Zugehörigkeit. Situationen, in denen die Aufmerksamkeit auf dem Geschwister lag, führten dazu, dass eigene Anliegen und Bedürfnisse in den Hintergrund traten. Der Wunsch nach verlässlichen Bezugspersonen ausserhalb der Familie wurde hier sichtbar.

Über alle Beziehungsebenen hinweg ist ein wiederkehrendes Muster der Selbstzurücknahme erkennbar. Viele Bedürfnisse wurden zwar gefühlt, jedoch selten offen benannt. Stattdessen entwickelten die GK individuelle Strategien zur Regulation und Stabilisierung, wie emotionale Distanzierung und Rückzug.

In Bezug auf Beziehungen und Bedürfnisse bestätigten die Expertinnen die Aussagen der GK zur frühen Verantwortungsübernahme, zur Tendenz zur Selbstzurücknahme und zur geringen Sichtbarkeit eigener Bedürfnisse im familiären Alltag. Sie ordneten diese Erfahrungen so ein, indem sie sie als Folge struktureller Überlastung der Eltern, fehlender Ressourcen und unzureichender Unterstützungssysteme beschrieben. Ihre Perspektive zeigt den engen Zusammenhang mit sozioökonomischen und strukturellen Rahmenbedingungen.

Zusammenführung Empirie und Theorie

Die Empirie deckt sich deutlich mit der theoretisch beschriebenen Rollenasymmetrie und der Einschränkung typischer Geschwisterrivalität (Haberthür, 2005, S. 23; Möller et al., 2016, S. 68–69). Die Befragten beschrieben eine anhaltende Verantwortungsübernahme und Anpassung, was die theoretischen Annahmen bestätigt, dass GK häufig in betreuende oder schützende Rollen hineinwachsen. Auffällig ist jedoch, dass viele eine liebevolle Beziehung schilderten, auch dann, wenn Rivalität oder Wut kaum ausgelebt werden konnten. Hier zeigt sich eine Diskrepanz zur Theorie, die stärker von innerpsychischen Konflikten und ambivalenter

Emotionalität ausgeht (Achilles, 2013, S. 19–22). Die fehlende Thematisierung von Konflikten kann sowohl Ausdruck realer Beziehungsgestaltung als auch Ergebnis von Retroperspektivität und Loyalität sein.

Nach Grawe (2004) zeigt sich, dass insbesondere das Bedürfnis nach Bindung in der Geschwisterbeziehung häufig erfüllt wurde, während andere psychische Grundbedürfnisse wie Orientierung und Kontrolle, Selbstwerterhöhung und Lustgewinn teilweise eingeschränkt waren (S.195–257). Die frühe Verantwortungsübernahme und die begrenzten Handlungsspielräume lassen darauf schliessen, dass Bedürfnisse nach Autonomie und Selbstbestimmung wiederholt zurückgestellt wurden. Die GK entwickelten Bewältigungsstrategien, die im Sinne vermeidender motivationaler Schemata verstanden werden können (Grawe, 2004, S. 187–191).

Die Ergebnisse der Interviews bestätigen die theoretischen Annahmen, dass elterliche Überlastung und reduzierte emotionale Verfügbarkeit zentrale Belastungsfaktoren darstellen (Haberthür, 2005, S. 12–13). Viele Befragte berichteten vom Zurückstellen eigener Bedürfnisse und frühem Verantwortungsgefühl, was mit der Theorie zur Parentifizierung übereinstimmt (Fietkau, 2007, S. 25; Haberthür, 2005, S. 18). Insbesondere soziale und emotionale Bedürfnisse wurden als sehr elastisch behandelt. Sie konnten über längere Zeit aufgeschoben werden, ohne unmittelbar sichtbar zu werden, führten aber zu inneren Spannungen und Anpassungsleistungen (Obrecht, 2005, S. 44–48).

Auch die beschriebene Schwierigkeit, offen über die familiäre Situation zu sprechen, lässt sich theoretisch einordnen. GK versuchen oft, ihr Umfeld nicht weiter zu belasten, und gleichzeitig möchten sie vermeiden, selbst aufzufallen (Haberthür, 2005, S. 16–21). Genau diese Spannung spiegelt sich in den Interviewaussagen wider.

Während das Einbeziehen des Geschwisters in einzelne Freizeitaktivitäten ein positives Element darstellt, deckt sich die teils als überfordernd geschilderte Situation mit Fietkaus (2007) Hinweis, dass gemeinsame Aktivitäten häufig an die Fähigkeiten des Kindes mit Behinderung angepasst werden müssen und daher nicht immer als unbeschwert erlebt werden (S.17–18).

Die Interpretation der Ergebnisse zeigt, dass Beziehungen auf allen Ebenen zentral für das Aufwachsen von GK sind. Die Befragten erlebten viel Nähe, Verantwortungsübernahme und Verbundenheit. Aber auch emotionale Zurückhaltung, eingeschränkte Rivalität und reduzierte elterliche Verfügbarkeit. Die Ergebnisse bestätigen weitgehend die theoretisch beschriebenen Muster. Beziehungen fungieren damit sowohl als Belastungs- als auch Schutzfaktoren und prägen wesentlich, wie GK ihre Kindheit und Entwicklung retrospektiv einordnen.

6.2 Belastungen und Resilienz

Bereits die theoretische Auseinandersetzung zeigt, dass GK in einer sozioökonomisch belasteten Familie besonderen Belastungen ausgesetzt sind. Verschiedene Autor*innen betonten, dass GK früh Verantwortung übernehmen, sich anpassen und eigene Bedürfnisse zurückstellen (Achilles, 2013, S. 18–22; Fietkau, 2007, S. 24–26; Haberthür, 2005, S. 18–23). Ausserdem wird deutlich, dass die Qualität der Bewältigungsprozesse wesentlich davon abhängt, welche inneren und äusseren Ressourcen ihnen zur Verfügung stehen. Resilienztheoretische Ansätze heben hervor, dass ein Zusammenspiel von Risiko- und Schutzfaktoren darüber entscheidet, ob Belastungen langfristig zu einem Entwicklungsrisiko oder zu Anpassungsleistungen führen (Steinebach, 2015, S. 99; Werner, 1993, S. 503–204; Wustmann, 2021, S. 18). Damit ist es von Bedeutung, die Belastungen, Bewältigung und Schutzfaktoren der Befragten vertieft zu betrachten. Dies, um zu verstehen, wie sie ihre Kindheit erlebt haben und welche Prozesse ihre Entwicklung im Kontext eines Geschwisters mit Behinderung geprägt haben.

Empirische Muster

Die Interviews verdeutlichen mehrere Risikofaktoren, die sich durch alle vier Erzählungen ziehen. Ein wichtiger Aspekt ist die frühe Verantwortungsübernahme. Die Befragten betreuten ihre Geschwister regelmässig, führten Haushaltsaufgaben aus oder übernahmen pflegerische Tätigkeiten. Im Rahmen der Parentifizierung wurde bei einigen Befragten die Rolle als «zweite Mutter» besonders deutlich. Aber auch die Übernahme von Aufgaben, die eigentlich den Eltern gelten. Viele der Befragten erlebten Unsicherheit, Stresssituationen und die Notwendigkeit, ihre eigenen Bedürfnisse und Emotionen zurückzustellen. Ein weiterer bedeutsamer Risikofaktor war die fehlende elterliche Verfügbarkeit. Mehrere der Befragten erinnerten sich an emotionale Distanz, Überforderung der Mutter oder mangelnde Orientierung.

Die Expertinnen bestätigen diese Muster deutlich. Regelmässige Überforderung, stille Anpassung und fehlende Aufmerksamkeit für ruhige Kinder wurde genannt. Auch wurde berichtet, dass GK zu kurz kommen und viele Aufgaben zusätzlich übernehmen. Die doppelte Belastung durch sozioökonomische Faktoren und Betreuungsaufwand wurden von einigen Expertinnen genannt. Alle Expertinnen beschrieben häufig die Parentifizierung in verschiedenen Situationen wie beim Dolmetschen, bei der Übernahme von Betreuungsaufgaben und beim Tragen von Verantwortung. Damit spiegeln die Expertinnen die Belastungsmuster der GK fast vollständig.

Zudem wurden zahlreiche schützende Faktoren genannt. Bei allen Befragten wurden Bezugspersonen wie die Grosseltern, Nachbar*innen, ältere Geschwister oder Freundschaften

genannt, die sie in unterschiedlicher Weise unterstützten. Die Schule wurde als ein Ort beschrieben, der stabil war und an dem die Befragten sie selbst sein konnten. Eigene Hobbys wie Zeichnen, Musizieren oder Sport wurden von allen Befragten als emotionaler Ausgleich oder als Rückzug beschrieben. Bei einer Befragten stellte sich die offene Kommunikation über die Behinderung des Geschwisters als zentraler Schutzfaktor heraus. Auch wurden kulturelle Netzwerke und übergreifende familiäre Strukturen genannt.

Die Expertinnen bestätigen die Bedeutung von stabilen Bezugspersonen ausserhalb der Kernfamilie. Ausserdem wurde die Wichtigkeit von sozialem Austausch und Psychoedukation erwähnt. Vor allem die Schule wurde als wichtiger Ort, an dem GK entlastet und gesehen werden, genannt.

Die GK nutzten unterschiedliche Strategien, um mit den Herausforderungen umzugehen. Der Rückzug in kreative Tätigkeiten oder Sport wurde von zwei Befragten berichtet. Auch das Anpassen und Nichtauffallenwollen scheint eine wichtige Bewältigungsstrategie gewesen zu sein. Sowie die Rationalisierung, also die Einordnung des Verhaltens des Geschwisters, oder die Entlastung der Eltern. Auch Selbstschutzstrategien wie emotionale Distanzierung wurden genannt.

Zusammenführung Empirie und Theorie

Die empirischen Ergebnisse zeigen ein deutliches Zusammenspiel aus hohen Belastungen, individuellen Bewältigungsstrategien und wirksamen Schutzfaktoren. Die frühe Verantwortungsübernahme, die emotionale Vernachlässigung und die anhaltenden familiären Belastungen entsprechen klassischen Risikofaktoren, wie sie Werner (1993) beschreibt (S. 503–504/eigene Übersetzung). Besonders Parentifizierung kann, wie die Theorie hervorhebt, die kindliche Entwicklung belasten und zu Überforderung führen (Fietkau, 2007, S. 25; Haberthür, 2005, S. 18). Dies spiegelt sich darin, dass mehrere Befragte ihre Kindheit nicht als unbeschwert beschrieben. Die Expertinnen bestätigen, dass genau diese Risikokonstellationen in ihrer alltäglichen Arbeit mit Familien auftreten. Besonders relevante Risikofaktoren im Lichte der Theorie sind: Parentifizierung, fehlende emotionale Verfügbarkeit der Eltern, fehlende zeitliche, finanzielle und psychische Ressourcen, Überlastung der Mutter und ein Mangel an Entlastungsangeboten und strukturellen Ressourcen.

Es zeigt sich aber auch, dass Resilienz im Sinne eines dynamischen Anpassungsprozesses entwickelt wurde (Steinebach, 2015, S. 99). Die Schutzfaktoren der Befragten wie verlässliche Bezugspersonen, Schule, externe Angebote und eigene Freizeitaktivitäten entsprechen sehr deutlich den Schutzfaktoren, die Werner (1993) empirisch nachgewiesen hat (S. 508–509/eigene Übersetzung).

Resilienz zeigt sich nicht als Abwesenheit von Belastung, sondern als Fähigkeit, trotz belastender Bedingungen adaptive Muster zu entwickeln. Viele der Befragten entwickelten dauerhafte Kompetenzen wie Empathie und Verantwortungsbewusstsein. Aber die Expertinnen weisen zu Recht darauf hin, dass diese Kompetenzen ambivalent sind. Sie sind Stärken, aber können langfristig zu Risiken werden, wie beispielsweise die Überangepasstheit oder Perfektionismus. Somit bestätigt die empirische Analyse die theoretische Annahme, dass Resilienz eine Balance aus Risiko- und Schutzfaktoren ist, die über die Zeit immer wieder neu hergestellt werden muss.

Die Kombination von Geschwister- und Expertinnenperspektive zeigt, dass das Aufwachsen mit einem GmB durch deutliche Belastungsfaktoren geprägt ist, gleichzeitig aber auch Räume und Personen existieren, die als starke Schutzfaktoren wirken. Die Befragten entwickelten individuelle Bewältigungsstrategien. Die Aussagen der Expertinnen stützen diese Interpretationen eindeutig und verdeutlichen, dass Resilienz bei GK sowohl durch familiäre als auch durch externe Ressourcen entsteht.

6.3 Sozioökonomische Bedingungen und Unterstützungsangebote

Bereits frühere Studien zeigen, dass sozioökonomische Bedingungen einen erheblichen Einfluss darauf haben, welche Unterstützung Familien mit einem KmB überhaupt nutzen können. Adler und Mikolasek (2021) weisen darauf hin, dass ein niedriges Einkommen die Lebenssituation solcher Familien wesentlich prägt und den Zugang zu Ressourcen erschweren kann (S. 21). Zudem sind Familien mit einem niedrigem SoS häufiger mit strukturellen Hürden konfrontiert (Büker, 2008, S. 282–286). Damit ist es wichtig, den SoS miteinzubeziehen, um zu sehen, wie Familien Unterstützungsangebote erleben, welche Hürden sie antreffen und wo sich daraus besondere Belastungen ergeben.

Empirische Muster

Die Interviews zeigen, dass Familien mit einem niedrigen SoS auf unterschiedliche Herausforderungen treffen, die den Zugang zu Unterstützungsangeboten erschweren. Die Expertinnen berichteten, dass finanzielle Belastungen eine grosse Rolle spielen. Freizeitangebote, Ausflüge oder entlastende Unterstützung sind für viele Eltern nicht bezahlbar. Dazu kommen sprachliche und kulturelle Hürden, die besonders für Familien mit Migrationsgeschichte den Zugang zu Informationen oder den Kontakt zu Institutionen erschweren. Zeitliche Ressourcen wurden ebenfalls häufig angesprochen. Viele Eltern investieren einen grossen Teil ihrer Zeit in die Betreuung des Kindes mit Behinderung. Dadurch bleibt weniger Raum für die GK und für administrative Aufgaben. Die Fachpersonen beschrieben, dass Verfahren wie jene der IV oder der Kontakt mit unterschiedlichen Stellen für viele Familien sehr anspruchsvoll sind.

Auch die Angebotslandschaft ist vielfältig, aber für viele Familien nicht leicht zugänglich. Es gibt Institutionen, die spezifische Geschwisterangebote bereitstellen, doch insgesamt sind diese Angebote begrenzt und oft nicht ausreichend niederschwellig.

Die Geschwisterperspektive zeigt ebenfalls Lücken auf. Einige berichteten, dass externe Entlastung zwar hilfreich war, aber nicht dauerhaft zur Verfügung stand oder von den Eltern wieder abgebrochen wurde. Andere beschrieben, dass sie im Alltag Aufgaben übernehmen mussten, was teilweise mit den finanziellen und organisatorischen Belastungen der Familie zusammenhängt.

Zusammenführung Empirie und Theorie

Im Vergleich zwischen Theorie und den Interviewergebnissen zeigt sich, dass die sozioökonomischen Bedingungen der Familien einen grossen Einfluss darauf haben, welche Unterstützung tatsächlich genutzt werden kann. Die Aussagen zu fehlenden finanziellen Mitteln

bestätigen die theoretische Annahme, dass ökonomische Ressourcen eine wichtige Grundlage für den Zugang zu Angeboten darstellen. Wenn solche Mittel fehlen, fehlt auch die Unterstützung.

Auch die Bedeutung des kulturellen Kapitals wird in den Interviews sichtbar. Die Theorie beschreibt, dass Kenntnisse über das Hilfesystem, der Umgang mit Behörden und sprachliche Sicherheit wichtig sind, um passende Angebote zu finden (Büker, 2008, S. 282). Die Aussagen der Expertinnen und GK zeigen, dass genau diese Voraussetzungen nicht immer gegeben sind und dass dadurch Unsicherheiten entstehen, die den Zugang erschweren.

Beim sozialen Kapital zeigt sich ein gemischtes Bild. Einige Familien konnten zeitweise auf Grosseltern oder andere Bezugspersonen zurückgreifen, andere hatten kaum Unterstützung im Umfeld. Die Theorie weist darauf hin, dass solche Netzwerke belastungsabhängig sind und unter schwierigen Bedingungen schwer aufrechtzuerhalten sind (Bourdieu, 2012, S. 238). Dies lässt sich in den Interviews gut wiederfinden.

Die theoretische Diskussion zur Orientierung vieler Angebote an mittelschichtgeprägten Lebenssituationen (Weiss, 2023, S. 66–69) lässt sich ebenfalls mit den empirischen Ergebnissen verbinden. Die Interviews zeigen, dass bestehende Angebote oft nicht ausreichend niederschwellig sind oder die zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten der Familien nicht berücksichtigen. Die Hinweise der Expertinnen, dass Angebote günstiger, besser erreichbar und alltagsnaher sein sollten, passen zu dieser Sichtweise.

Die Ergebnisse zeigen, dass der SoS einen grossen Einfluss darauf hat, welche Unterstützungsangebote Familien nutzen können und wo sie an Grenzen stossen. Finanzielle, sprachliche und administrative Herausforderungen schränken die Handlungsmöglichkeiten der Eltern ein und wirken sich direkt auf die GK aus. Gleichzeitig wird sichtbar, dass viele Angebote nicht ausreichend auf die Lebenssituationen dieser Familien zugeschnitten sind. Für die Praxis bedeutet dies, dass Unterstützungsstrukturen stärker auf niederschwellige, flexible und alltagsnahe Formen ausgerichtet sein sollten, damit sie für diese Familien gut nutzbar sind.

6.4 Diskussion der Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der vorliegenden Bachelorarbeit kritisch diskutiert. Ziel ist es, die empirischen Befunde im Kontext der qualitativen Stichprobe einzuordnen und ihre Aussagekraft sowie ihre Grenzen reflektiert zu beurteilen. Dabei werden zentrale Einflussfaktoren wie Geschlecht, sozioökonomischer Status und die Art der Behinderung berücksichtigt. Zudem werden ambivalente und widersprüchliche Befunde herausgearbeitet und vor dem Hintergrund der verwendeten theoretischen Ansätze diskutiert. Abschliessend werden offene Fragen, theoretische Limitationen sowie daraus resultierende Forschungslücken aufgezeigt.

Reichweite und Grenzen der Ergebnisse

Die empirischen Ergebnisse basieren unter anderem auf vier leitfadengestützten Interviews mit GK, die retrospektiv über ihre Kindheit und Jugend berichten. Die qualitative Ausrichtung der Untersuchung ermöglicht einen vertieften Einblick in subjektive Deutungen, Erfahrungen und Bewältigungsstrategien. Die Aussagekraft der Ergebnisse ist aufgrund der kleinen und spezifischen Stichprobe begrenzt. Die gewonnenen Erkenntnisse sind nicht generalisierbar, sondern als kontextgebundene Perspektiven zu verstehen.

Geschlecht als Einflussfaktor und Forschungslücke

Eine wichtige Einschränkung der vorliegenden Bachelorarbeit besteht darin, dass alle interviewten GK weiblich sind. Das Geschlecht wurde in den theoretischen Grundlagen dieser Arbeit nicht als eigenständiger Analysefaktor vertieft behandelt. Die Ergebnisse können nicht unabhängig von möglichen geschlechtsspezifischen Sozialisationserfahrungen betrachtet werden. Es ist denkbar, dass die beschriebenen Erfahrungen von früherer Verantwortungsübernahme, emotionaler Selbstrücknahme und Anpassungsleistungen nicht ausschliesslich mit der familiären Situation, sondern auch mit geschlechtsspezifischen Erwartungen zusammenhängen. Da männliche und diversgeschlechtliche Perspektiven fehlen, lassen sich hierzu jedoch keine fundierten Aussagen treffen.

Sozioökonomischer Status und dessen unterschiedliche Ausprägungen

Alle Interviewpartnerinnen wuchsen in sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen auf, wobei sich die Benachteiligung unterschiedlich zeigte, wie durch alleinerziehende Elternteile, finanzielle Unsicherheit und Migration. Diese Heterogenität innerhalb der Stichprobe verdeutlicht, dass sozioökonomische Benachteiligung kein einheitlicher Zustand ist, sondern unterschiedliche Arten von Belastungen hervorbringt. Aufgrund der kleinen Stichprobe war es nicht möglich, diese Unterschiede systematisch miteinander zu vergleichen. Einige

Differenzierungen konnten in der vorliegenden Arbeit nur beschreibend erfasst werden. Es blieb offen, inwiefern einzelne Kapitalformen eine stärkere Schutz- oder Risikowirkung entfalten als andere. Ebenso konnte nicht systematisch untersucht werden, wie sich Veränderungen des SoS im Lebensverlauf auf die Resilienzentwicklung der GK auswirken. Die Ergebnisse legen jedoch nahe, dass nicht allein materielle Armut, sondern insbesondere der eingeschränkte Zugang zu Informationen, Unterstützungsstrukturen und stabilen Netzwerken belastend wirkt.

Art der Behinderung

Die theoretischen Grundlagen machen deutlich, dass Art und Schwere der Behinderung eines Kindes einen erheblichen Einfluss auf familiäre Dynamiken und das Erleben der Geschwister haben können. In der vorliegenden Bachelorarbeit wuchsen alle Interviewpartnerinnen mit einem Geschwister mit Trisomie 21 auf. Dadurch ist die Varianz hinsichtlich der Behinderungsformen begrenzt. Somit bleibt es offen, inwiefern die beschriebenen Erfahrungen auf Geschwister von Kindern mit anderen Behinderungsformen übertragbar sind, etwa bei schweren Mehrfachbehinderungen oder bei Behinderungen mit stark externalisierendem Verhalten. Denkbar ist, dass sich Belastungen, Verantwortungszuschreibungen und Beziehungsdynamiken in solchen Konstellationen anders gestalten. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind daher spezifisch für den untersuchten Kontext zu verstehen und markieren einen weiteren Forschungsbedarf.

Ambivalente und widersprüchliche Befunde

Mehrere Ergebnisse der Untersuchung zeigen ambivalente Muster. Die frühe Übernahme von Verantwortung wurde von den Interviewpartnerinnen sowohl als belastend als auch als entwicklungsfördernd beschrieben. Einerseits berichteten sie von Überforderung, dem Zurückstellen eigener Bedürfnisse und emotionalem Druck. Andererseits beschrieben sie die Entwicklung von Selbstständigkeit, Empathie und Handlungskompetenz als wichtige Ressourcen.

Das gleichzeitige Bestehen von Risiko- und Schutzfaktoren verweist auf die Komplexität der Lebensrealitäten von GK. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass lineare Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge dem Erleben der Betroffenen nicht gerecht werden. Vielmehr zeigt sich, dass dieselben Erfahrungen je nach Kontext, individueller Verarbeitung und vorhandenen Unterstützungsstrukturen unterschiedliche Bedeutungen annehmen können.

Kritische Reflexion der theoretischen Grundlagen

Die verwendeten theoretischen Ansätze erwiesen sich insgesamt als geeignet, um die empirischen Ergebnisse einzuordnen. Grawes Bedürfnisansatz ermöglichte ein differenziertes Verständnis der langfristigen Folgen von Bedürfniszurückstellung, besonders im Hinblick auf Bindung, Selbstwert und Orientierung. Resilienztheoretische Konzepte erwiesen sich als hilfreich, um sowohl Belastungen als auch Ressourcen sichtbar zu machen und Entwicklung nicht defizitorientiert zu betrachten. Bourdieus Kapitaltheorie bot einen tragfähigen Rahmen, um sozioökonomische Benachteiligung über rein materielle Aspekte hinaus zu analysieren. Es bleiben jedoch theoretische Fragen offen. Die gewählten Ansätze betrachten die Einflussfaktoren überwiegend getrennt voneinander. Das Zusammenspiel von Geschlecht, sozioökonomischem Status, Behinderung und weiteren Ungleichheitsdimensionen konnte nur begrenzt berücksichtigt werden. Eine stärkere intersektionale Perspektive könnte zukünftige Analysen vertiefen und die Komplexität sozialer Ungleichheit differenzierter abbilden.

Weiterer Forschungsbedarf

Aus der Diskussion der Ergebnisse ergeben sich mehrere Ansatzpunkte für zukünftige Forschung. Dazu zählen vergleichende Studien mit grösseren und heterogeneren Stichproben, die geschlechtsspezifische Unterschiede, unterschiedliche Behinderungsformen sowie variierende sozioökonomische Konstellationen berücksichtigen. Ebenso wären Längsschnittstudien sinnvoll, um die langfristigen Auswirkungen früher Belastungen und Schutzfaktoren im Lebensverlauf von GK zu untersuchen. Darüber hinaus erscheint es relevant, stärker partizipative Forschungsansätze zu verfolgen, die GK nicht nur als Forschungsobjekte, sondern als Expert*innen ihrer eigenen Lebensrealität einbeziehen. Dies könnte dazu beitragen, Unterstützungsangebote der SA bedarfsgerechter und zugänglicher zu gestalten.

7 Relevanz für die Soziale Arbeit

GK wachsen in einem familiären Alltag auf, der von Rücksichtnahme, Verantwortung und Anpassung geprägt ist. Viele übernehmen früh Aufgaben, passen sich den Bedürfnissen der Familie an und stellen eigene Anliegen zurück. Das passiert nicht bewusst, es entwickelt sich schrittweise im Alltag. Diese Prozesse verlaufen unauffällig und bleiben sowohl in der Familie als auch im professionellen Kontext oft unbeachtet. Gerade weil GK selten durch auffälliges Verhalten oder akute Krisen sichtbar werden, geraten ihre Belastungen leicht aus dem Blick. Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass diese Anpassungen die psychosoziale Entwicklung langfristig prägen können. Verantwortung wird übernommen, bevor sie gewählt werden kann. Die Auswirkungen zeigen sich häufig erst später, wenn eigene Bedürfnisse schwer benennbar sind oder erst im Rückblick als wichtig erkannt werden.

7.1 Schlussfolgerungen

Für die SA ist diese Lebenslage relevant, weil sie in ihren Zielen und Verpflichtungen direkt angesprochen wird. Der Berufskodex der SA schreibt, dass SA einen gesellschaftlichen Beitrag für Menschen oder Gruppen leistet, «die vorübergehend oder dauernd in der Verwirklichung ihres Lebens illegitim eingeschränkt oder deren Zugang zu und Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen ungenügend sind» (AvenirSocial, 2010, S. 7). Die Ergebnisse dieser Arbeit machen deutlich, dass GK in solchen Lebenslagen aufwachsen, ohne als eigenständige Klientel wahrgenommen zu werden. Weiter hält der Berufskodex fest, dass es Aufgabe der SA ist, «soziale Notlagen von Menschen und Gruppen zu verhindern, zu beseitigen oder zu lindern» wie auch Menschen «zu begleiten, zu betreuen oder zu schützen und ihre Entwicklung zu fördern, zu sichern oder zu stabilisieren» (AvenirSocial, 2010, S. 7). In Kapitel 6.2 wird beschrieben, dass bei GK sich Belastungen selten in klar abgrenzbaren Krisen zeigen. Sie entstehen über längere Zeiträume hinweg und sind mit familiären Strukturen verbunden.

Der theoretische Rahmen zeigt, dass Belastungen nicht als individuelles Versagen oder persönliche Schwäche verstanden werden können. Parentifizierung ist als Anpassung innerhalb eines familiären Systems zu verstehen, das durch Behinderung, sozioökonomische Unsicherheit und elterliche Überlastung geprägt ist. Diese Perspektive ist für die SA bedeutsam, da sie soziale Problemlagen strukturell einordnet. Auch aus einer bedürfnis- und resilienztheoretischen Perspektive ergibt sich weitere Relevanz. Der Berufskodex beschreibt, «Alle Menschen haben Anrecht auf die Befriedigung existenzieller Bedürfnisse sowie auf Integrität und Integration in ein soziales Umfeld» (AvenirSocial, 2010, S. 7). Wie in Kapitel 6 erwähnt, stellen GK ihre eigenen Bedürfnisse über längere Zeit zurück. Diese Anpassung kann nach aussen als Stabilität oder Stärke erscheinen und wird teilweise auch als Resilienz verstanden. Jedoch

entsteht sie aus einer belasteten Situation heraus und ist mit Verantwortung und Beziehung verknüpft. Resilienz zeigt sich hier nicht als Abwesenheit von Belastung, sondern im Umgang mit ihr. Gerade diese Ambivalenz ist für die SA relevant, da sie verdeutlicht, dass Anpassung und Mittragen nicht mit erfüllten Bedürfnissen oder langfristigem Wohlbefinden gleichzusetzen sind.

Es wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit der Lebenslage von GK für die SA deshalb wichtig ist, weil sie strukturelle Zusammenhänge zwischen familiärer Belastung, sozialer Ungleichheit und emotionaler Verantwortung sichtbar macht. Es berührt grundlegende Fragen von sozialer Gerechtigkeit, Prävention und Anerkennung und zeigt auf, weshalb GK als eigenständige Gruppe im professionellen Denken der SA berücksichtigt werden müssen.

7.2 Handlungsempfehlung

Aus den bisherigen Ausführungen wird ersichtlich, dass ein Handlungsbedarf für die SA besteht. Auf der Grundlage der theoretischen Annäherung, der Empirie sowie der Relevanz für die SA werden nachfolgend Handlungsempfehlungen abgeleitet. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Ausgestaltung konkreter Handlungsempfehlungen nur bedingt generalisierbar ist, da die Lebenslagen von GK stark individuell geprägt sind und von unterschiedlichen Faktoren abhängen.

Systematische Identifikation und frühe Intervention bei mehrfachen Belastungen

Die Ergebnisse der Interviews zeigen, dass GK mit niedrigen SoS häufig gleichzeitig mit mehreren Belastungsfaktoren konfrontiert sind. Die SA sollte daher in Settings wie der Schule, Sozialdiensten, Beratungsstellen und therapeutischen Angeboten systematisch erfassen, ob Kinder Geschwister eines KmB sind, und bei Bedarf frühzeitig Unterstützung einleiten. Dies gilt auch für Situationen, in denen das GmB selbst in einem solchen Setting betreut oder begleitet wird. Fachpersonen sollten in diesen Fällen das GK mitberücksichtigen und dessen Belastungen sowie Unterstützungsbedarfe aktiv in den Blick nehmen. Eine fachliche Sensibilisierung für diese Kinder ist hierbei von grosser Bedeutung.

Stärkung schulnaher Angebote als besonders niedrigschwellige Zugänge

Für Familien mit niedrigen SoS stellt die Schule einen der verlässlichsten Kontaktpunkte dar. Die Schulsozialarbeit oder auch Lehrpersonen bieten hier ein hohes Potential, GK frühzeitig zu erreichen, ohne zusätzliche Wege, Kosten oder organisatorischen Aufwand zu erzeugen. Schulnahe Unterstützungsangebote für GK auszubauen und Lehrpersonen und Fachpersonen gezielt für diese Zielgruppe zu sensibilisieren, stellt eine weitere Handlungsempfehlung

dar. Besonders wichtig ist, auch ruhige und angepasste GK wahrzunehmen, die in belasteten Familiensituationen häufig wenig Aufmerksamkeit erhalten.

Aufbau niederschwelliger und kostenfreier Angebote für Geschwisterkinder

Aus den Interviews mit den Expertinnen wurde klar ersichtlich, dass einige Hürden für den Zugang zu Angeboten bestehen, besonders für Familien mit niedrigen SoS. Handlungsempfehlung ist daher der Ausbau von niederschwelligen und kostenfreien oder günstigen Angeboten, die zeitlich flexibel und alltagsnah gestaltet sind. Gruppenangebote für GK sollten Austausch, Psychoedukation und ressourcenorientierte Methoden verbinden und gleichzeitig Raum für Spiel, Rückzug und Entlastung bieten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Angebote nicht zusätzlich zur Überforderung beitragen dürfen.

Ausbau von Entlastungsangeboten unter Berücksichtigung finanzieller Ressourcen

Entlastungsangebote, die emotional, zeitlich oder strukturell sein können, wurden in den Interviews als wirksam beschrieben. Sie sind für Familien mit niedrigen SoS jedoch oft schwer zugänglich oder nicht finanzierbar. Handlungsempfehlung ist der Ausbau öffentlich finanzierter oder sozialdienstlich unterstützter Entlastungsangebote wie beispielsweise Wochenendentlastung, Ferienangebote oder Tagesstrukturen. Fachpersonen sollten Familien aktiv bei der Finanzierung, Antragsstellung und Koordination solcher Angebote unterstützen, um Zugangshürden zu reduzieren.

Elternberatung und administrative Unterstützung

Aus den Expertinneninterviews wurde ersichtlich, dass insbesondere Familien mit niedrigen SoS durch administrative Anforderungen, wie IV-Abklärungen, Koordination mehrerer Termine und weitere, stark belastet sind. Ausserdem hoben die Expertinnen hervor, dass die Bildung und Sensibilisierung der Eltern wesentlich sind. Die Handlungsempfehlung ist daher, dass es Angebote für die Elternberatung spezifisch auf die Situation mit einem KmB und GK gibt. Jedoch soll diese nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell ausgerichtet sein. Dazu gehören die Unterstützung bei administrativen Prozessen, die Übersetzung von Fachsprache sowie eine aktive Begleitung im Hilfesystem. Ziel ist es, elterliche Ressourcen zu stärken und somit indirekt die Situation der GK zu entlasten.

Abbau sprachlicher und kultureller Barrieren im Zugang zu Unterstützung

Die Ergebnisse verdeutlichen, dass Familien mit Migrationsgeschichte und niedrigen SoS besonders häufig von Zugangsbarrieren betroffen sind. Daher ergeben sich die folgenden

Handlungsempfehlungen. Informationen sollen mehrsprachig und kultursensibel aufbereitet sein. Ausserdem sollen kurze Wege zu den Angeboten ermöglicht werden. Darüber hinaus sollten Vertrauenspersonen, wie beispielsweise Lehrpersonen, oder weitere Fachpersonen der SA aktiv in die Vermittlung von Angeboten miteinbezogen werden. Zusätzlich können gruppenspezifische Angebote oder Austauschformate mit ähnlichem kulturellem Hintergrund dazu beitragen, Hemmschwellen abzubauen.

Präventive Resilienzförderung und Förderung von Bedürfniswahrnehmung

Neben entlastenden Massnahmen sollte die SA präventiv auf die Stärkung von Schutzfaktoren bei GK ausgerichtet sein. Dazu zählen ausserfamiliäre Bezugspersonen, verlässliche Strukturen sowie Räume für Selbstwirksamkeit und Selbstentfaltung. Ausserdem soll die SA gezielt Angebote fördern, die GK dabei unterstützen, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen, zu benennen und zu vertreten. Dies kann in Form von ressourcenorientierter Einzel- oder Gruppenarbeit geschehen. Wichtig ist, dass Selbstbestimmung und das Erleben von Entlastung bewusst eingeübt werden. Ziel ist es, langfristige Überanpassung und Belastungen zu reduzieren.

Übergänge und Langzeitperspektive mitdenken

Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass Unterstützungsbedarf von GK nicht mit dem Ende der Kindheit endet. Die SA sollte daher Übergänge, wie von der Jugend ins Erwachsenenalter, stärker berücksichtigen und Angebote auch für ältere GK oder junge Erwachsene mitdenken, insbesondere im Hinblick auf Rollenklärung und langfristige Entlastung.

Interprofessionelle Vernetzung

Familien mit niedrigen SoS sind besonders von fragmentierten Hilfesystemen betroffen. Handlungsempfehlung ist daher der Ausbau interprofessioneller Netzwerke zwischen Schule, Sozialer Arbeit, Heilpädagogik, Therapie und Medizin. Die SA übernimmt hierbei eine zentrale Koordinations- und Advocacy-Rolle, um GK als relevante Zielgruppe sichtbar zu machen.

Öffentlichkeitsarbeit

Da GK eine Zielgruppe darstellen, die schnell übersehen wird, ist es wichtig, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten und Informationen zu verbessern. Informationen über Angebote könnten über die Schule, Sozialdienste, Kinderärzt*innen oder Vereine verbreitet werden. Auch spielt die Nutzung von Social Media und Onlineplattformen eine wesentliche Rolle für die Bekanntmachung der Lebenslagen von GK.

Erweiterung der Forschung zur Situation von Geschwisterkindern

Ein grosser Handlungsbedarf besteht darin, die Forschung im Rahmen von GK zu erweitern, wie bereits im Kapitel 6.4 ausführlich beschrieben wird.

Fazit

Die Handlungsempfehlungen setzen auf verschiedenen Ebenen an. Sie reichen von der frühzeitigen Wahrnehmung und Identifikation von GK über niederschwellige, schulnahe Unterstützungsangebote bis hin zu familienorientierter Entlastung und administrativer Begleitung. Der Abbau finanzieller, sprachlicher und kultureller Barrieren wird dabei als zentrale Voraussetzung für wirksame Unterstützung hervorgehoben. Ergänzend zielen präventive Ansätze zur Resilienzförderung und zur Stärkung der Fähigkeit, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen und zu artikulieren, darauf ab, langfristiger Überforderung und Belastung entgegenzuwirken. Deutlich wird zudem, dass nachhaltige Unterstützung nicht allein über einzelne Angebote erfolgen kann, sondern eine interprofessionelle Vernetzung sowie die strukturelle Verankerung der GK als eigenständige Zielgruppe im Hilfesystem erfordert. Die SA übernimmt hierbei eine zentrale Rolle in der Koordination, der Schaffung von Zugängen und der Advocacy-Arbeit. Die Handlungsempfehlungen sind als praxisorientierte Ableitungen aus den vorliegenden qualitativen Daten zu verstehen und bieten Anhaltspunkte für eine sozialarbeiterische Praxis, die den spezifischen Lebenslagen von GK aus sozioökonomisch benachteiligten Familien gerecht wird.

8 Beantwortung der Fragestellungen

Wie erlebten junge Erwachsene Geschwisterkinder ihre Kindheit, die in einem sozioökonomisch benachteiligten Verhältnis aufgewachsen sind?

Die Erzählungen der befragten GK zeigen, dass ihre Kindheit durch eine hohe Anpassungsleistung an die familiären Rahmenbedingungen geprägt war. Bereits früh nahmen sie eine unterstützende Rolle innerhalb der Familie ein, insbesondere im Umgang mit dem GmB. Diese Rolle entwickelte sich meist nicht durch explizite Erwartungen, sondern implizit aus der Wahrnehmung elterlicher Überforderung, begrenzter Ressourcen und der besonderen Bedürfnisse des Geschwisters. Die GK beschrieben, dass sie früh lernten, Verantwortung zu übernehmen, Rücksicht zu zeigen und eigene Anliegen zurückzustellen.

Die sozioökonomische Benachteiligung verstärkte diese Dynamiken zusätzlich. Finanzielle Unsicherheiten, eingeschränkte Freizeitmöglichkeiten und begrenzte Entlastungsangebote führten dazu, dass die familiären Belastungen im Alltag besonders präsent waren. Aktivitäten ausserhalb der Familie, Rückzugsräume oder externe Unterstützungsangebote standen nur eingeschränkt zur Verfügung. Die GK erlebten ihre Kindheit daher häufig als durch Pflichten und Anpassung geprägt, während altersentsprechende Bedürfnisse nach Unbeschwertheit, Aufmerksamkeit und individueller Förderung nur begrenzt Raum fanden.

Die Befragten beschrieben ihre Kindheit nicht ausschliesslich negativ. Neben Belastungen wie emotionaler Überforderung, Schuldgefühlen oder dem Gefühl, nicht genügend Raum für sich selbst zu haben, berichteten sie auch von positiven Entwicklungserfahrungen. Dazu gehörten ein ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein, eine hohe Sensibilität für die Bedürfnisse anderer sowie eine früh entwickelte Selbstständigkeit. Diese Ambivalenz zeigt, dass die Kindheit der GK nicht nur als belastend verstanden werden kann, sondern als komplexes Zusammenspiel von Einschränkungen und individuellen Entwicklungsprozessen.

Wie beeinflusst ein niedriger sozioökonomischer Status die Entwicklung von Bedürfnissen und Resilienz bei Geschwisterkindern?

Die Ergebnisse zeigen, dass ein niedriger SoS die Bedingungen, unter denen Bedürfnisse wahrgenommen und befriedigt werden können, wesentlich beeinflusst. In den beschriebenen Familien standen häufig die Bewältigung des Alltags und die Versorgung des Geschwisters mit Behinderung im Vordergrund. Dadurch traten die Bedürfnisse der GK in den Hintergrund, insbesondere psychische und soziale Grundbedürfnisse wie emotionale Zuwendung, Anerkennung, Selbstwert und Autonomie. Die Befragten beschrieben, dass sie ihre eigenen

Bedürfnisse als nachrangig erlebten oder bewusst nicht äusserten, um die Eltern nicht zusätzlich zu belasten. Aus theoretischer Perspektive wird deutlich, dass diese langfristige Zurückstellung von Bedürfnissen zwar kurzfristig zur Stabilisierung des Familiensystems beitragen kann, jedoch mit erhöhten emotionalen Belastungen einhergeht. Gemäss den Bedürfnistheorien nach Grawe sowie der Zürcher Schule können psychische und soziale Bedürfnisse über längere Zeit aufgeschoben werden, ohne dass dies unmittelbar sichtbar wird.

In Bezug auf die Resilienz zeigte sich, dass diese unter sozioökonomisch benachteiligten Bedingungen besonderen Herausforderungen unterliegt. Der niedrige SoS wirkte als zusätzlicher Risikofaktor, da der Zugang zu unterstützenden Angeboten, stabilen sozialen Netzwerken und entlastenden Strukturen eingeschränkt war. Gleichzeitig wurde Resilienz bei den GK dennoch sichtbar, jedoch in hohem Masse abhängig von einzelnen Schutzfaktoren. Dazu zählten persönliche Kompetenzen, unterstützende Bezugspersonen ausserhalb der Familie sowie punktuelle Angebote. Resilienz darf nicht nur als individuelle Leistung der GK verstanden werden, sondern auch als Ergebnis struktureller, sozialer und persönlicher Rahmenbedingungen.

Warum muss sich die Soziale Arbeit mit der Situation von Geschwisterkindern beschäftigen?

Die vorliegenden Ergebnisse machen deutlich, dass GK eine im Hilfesystem bislang wenig beachtete, jedoch hoch belastete Zielgruppe darstellen. Trotz ihrer zentralen Rolle im familiären Alltag und ihrer langfristigen psychosozialen Belastung stehen sie selten im Fokus professioneller Unterstützung. Besonders problematisch ist dies vor dem Hintergrund sozioökonomischer Benachteiligung, da sich hier familiäre, strukturelle und gesellschaftliche Belastungen kumulieren und gegenseitig verstärken. Aus einer professionsethischen Perspektive ergibt sich daraus ein klarer Handlungsbedarf für die SA. GK, deren Bedürfnisse aufgrund familiärer und struktureller Rahmenbedingungen systematisch zurückgestellt werden, sind in der Verwirklichung ihrer Lebensmöglichkeiten eingeschränkt. Eine fehlende Wahrnehmung dieser Zielgruppe birgt das Risiko, bestehende Ungleichheiten zu reproduzieren und langfristige Belastungen zu verfestigen. Darüber hinaus zeigt sich, dass präventive Interventionen im Kindes- und Jugendalter von zentraler Bedeutung sind. Werden GK frühzeitig unterstützt und ihre Perspektiven ernst genommen, können Belastungen reduziert und Ressourcen gestärkt werden. Die SA nimmt hier eine Schlüsselrolle ein, da sie an der Schnittstelle zwischen Familie, Institutionen und gesellschaftlichen Strukturen agiert.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus für die Praxis der Sozialen Arbeit ableiten?

Für die Praxis der SA ergeben sich aus den Ergebnissen mehrere Schlussfolgerungen. Es ist notwendig, GK konsequent als eigenständige Zielgruppe anzuerkennen und systematisch in die Arbeit mit Familien von Menschen mit Behinderung einzubeziehen. Dies erfordert eine Sensibilisierung von Fachpersonen in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, insbesondere in der sozialpädagogischen Familienbegleitung, der Schulsozialarbeit und in Institutionen der Behindertenhilfe. Weiter zeigt sich die Bedeutung niederschwelliger, ressourcenorientierter und strukturell gut zugänglicher Unterstützungsangebote. Gerade für Familien mit niedrigem SoS müssen Angebote zeitlich, finanziell und organisatorisch erreichbar sein. Zudem ist eine stärkere Vernetzung bestehender Angebote notwendig, um Zugangsbarrieren zu reduzieren und Familien gezielt zu unterstützen. Ausserdem verdeutlichen die Ergebnisse die Notwendigkeit präventiver Ansätze, die frühzeitig ansetzen und ausserfamiliäre Schutzfaktoren stärken. Dazu gehören verlässliche Bezugspersonen, Austauschmöglichkeiten für GK sowie Angebote, die ihre Bedürfnisse sichtbar machen und ihnen Raum geben. Die SA kann hier einen entscheidenden Beitrag leisten, indem sie nicht nur individuell unterstützt, sondern auch strukturelle Rahmenbedingungen kritisch reflektiert und weiterentwickelt. ¹

¹ Für die Verbesserung der Sprache wurde Open AI. (2025), ChatGPT Dezember Version 5.2.,

<https://chat.openai.com/> verwendet.

9 Literaturverzeichnis

- Achilles, I. (2013). „... Und um mich kümmert sich keiner!“. *Die Situation der Geschwister behinderter und chronisch kranker Kinder* (5., aktualisierte Auflage). Ernst Reinhardt.
- Adler, J., Koschmieder, N., & Zambrino, N. (2024). *Geschwister von Menschen mit einer Behinderung: Wie leben sie und was brauchen sie? Qualitativer Untersuchungsteil—Interviews mit Geschwistern im Kindes- und Erwachsenenalter* (Hochschule Luzern Soziale Arbeit & Verein Raum für Geschwister VRG Schweiz, Hrsg.).
- Adler, J., & Mikolasek, M. (2021). *Geschwister von Menschen mit einer Behinderung oder einer chronischen Erkrankung: Bericht zur Literaturrecherche* (Hochschule Luzern Soziale Arbeit & Verein Raum für Geschwister VRG Schweiz, Hrsg.).
- Adler, J., & Schraner, M. (2022). *Geschwister von Menschen mit einer Behinderung oder einer chronischen Erkrankung: Wie leben sie und was brauchen sie? Fragebogenuntersuchung von Geschwistern im Kindes- und Erwachsenenalter* (Hochschule Luzern Soziale Arbeit & Verein Raum für Geschwister VRG Schweiz, Hrsg.).
- AvenirSocial. (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz: Ein Argumentarium für die Praxis*.
- Bogner, A., Littig, B., & Menz, W. (2014). *Interviews mit Experten: Eine praxisorientierte Einführung*. Springer VS.
- Borg-Laufs, M., & Dittrich, K. (2010). Die Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse als Ziel psychosozialer Arbeit. In M. Borg-Laufs & H.-P. Michels (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend: Perspektiven für soziale Arbeit und Psychotherapie*. Dgvt-Verl.
- Bourdieu, P. (2012). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In U. Bauer, U. H. Bittlingmayer, & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie*

- (S. 229–242). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18944-4_15
- Büker, C. (2008). Leben mit einem behinderten Kind: Betroffene Familien in sozial benachteiligter Lebenslage. In U. Bauer & A. Büscher (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit und Pflege: Beiträge sozialwissenschaftlich orientierter Pflegeforschung* (S. 282–300). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91014-7_11
- Ditton, H., & Maaz, K. (2015). Sozioökonomischer Status und Soziale Ungleichheit. In H. Reinders, H. Ditton, C. Gräsel, & B. Gniewosz (Hrsg.), *Empirische Bildungsforschung: Gegenstandsbereiche* (2. Aufl., S. 229–244). VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19994-8>
- Dresing, T., & Pehl, T. (2018). *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse: Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende* (8. Auflage). Eigenverlag.
- Eidgenössisches Departement des Innern. (2017). *Bericht zur Entwicklung der Behindertenpolitik*. Eidgenössisches Departement des Innern (EDI). <https://www.news.admin.ch/newsd/message/attachments/46888.pdf>
- Fietkau, S. (2007). *Die geistige Behinderung in der Geschwisterbeziehung: Lebenswelt und Hilfen* (1. Aufl.). VDM Verlag Dr. Müller.
- Frick, J. (2023). *Ich mag dich—Du nervst mich!* Hogrefe AG. <https://doi.org/10.1024/86313-000>
- Grawe, K. (2004). *Neuropsychotherapie*. Hogrefe.
- Haberthür, N. (2005). *Kinder im Schatten: Geschwister behinderter Kinder*. Zytglogge.
- Hackenberg, W. (2008). *Geschwister von Menschen mit Behinderung: Entwicklung, Risiken, Chancen* (1. Auflage). Ernst Reinhardt Verlag.

- Hahn, F., & Riedel-König, R. (2020). Bindungstheorie nach John Bowlby. In *Was Eltern und Fachkräfte bewegt* (1. Auflage). Verlag Barbara Budrich. <https://elibrary.utb.de/doi/book/10.3224/9783847414766>
- Hornung, K. (2010). *Wie wär ich ohne dich? Identitätsentwicklung von Geschwistern behinderter Kinder*. Tectum Verlag.
- Kofahl, C., & Lüdecke, D. (2015). Gesundheitliche Versorgung und sozioökonomische Situation von Familien mit chronisch erkrankten und behinderten Kindern. *Kinder- und Jugendartz*, 46(11). https://www.kinder-undjugendarzt.de/uploads/BYyGqdY6/KJA_11-2015_Web.pdf
- Kuckartz, U., & Rädiker, S. (2022). Datenaufbereitung und Datenbereinigung in der qualitativen Sozialforschung. In N. Bauer & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (3. Aufl., S. 501–516). Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-37985-8>
- Mayer, H. O. (2013). *Interview und schriftliche Befragung: Grundlagen und Methoden empirischer Sozialforschung*. Oldenbourg Wissenschaftsverlag. <https://doi.org/10.1524/9783486717624>
- Mayring, P., & Fenzl, T. (2022). Qualitative Inhaltsanalyse. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (3. Aufl., S. 691–706). Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_42
- Möller, B (2016). *Geschwister chronisch kranker und behinderter Kinder im Fokus: Ein familienorientiertes Beratungskonzept* Vandenhoeck & Ruprecht.
- Obrecht, W. (2005). *Umriss einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse: Geschichte, Probleme, Struktur, Funktion*. <http://freies-institut->

tpsa.com/documents/Obrecht,%20Werner%20A.%20-%20Umrisse%20einer%20biopsychosozio-kulturellen%20Theorie%20menschlicher%20Bed%C3%BCrfnisse.pdf

Richter-Kornweitz, A., & Weiss, H. (2014). *Armut, Gesundheit und Behinderung im frühen Kindesalter*. Deutsches Jugendinstitut e.V. https://www.weiterbildungsinitiative.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/old_uploads/media/Exp_Richter-Kornweitz_Weiss_web.pdf

Sarimski, K. (2021). *Familien von Kindern mit Behinderungen: Ein familienorientierter Beratungsansatz* (1. Auflage). Hogrefe. <https://doi.org/10.1026/03036-000>

Schmocker, B. (2019). *Die Begriffe „Bedürfnis“ und „soziales Problem“—Und die Soziale Arbeit*. https://www.beat-schmocker.ch/application/files/8315/8695/3427/Begriffe_Beduerfnis_und_soziales_Problem_und_Soziale_Arbeit.pdf

Seifert, M. (2022). Familie: Inklusion, Behinderung und Hilfesysteme. In A. Schierbaum & J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie: Band II: Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder* (S. 403–421). Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19843-5_50

Sievert, C., Kulisch, L. K., Engelhardt-Lohrke, C., Kowalewski, K., & Jagla-Franke, M. (2024). Risikofaktoren bei Geschwistern chronisch kranker/behinderter Kinder. *Prävention und Gesundheitsförderung*, 19(2), 183–188. <https://doi.org/10.1007/s11553-023-01044-5>

Steinebach, C. (2015). Überblick: Resilienz- und ressourcenförderung in der Kinder- und Jugendpsychotherapie. In C. Steinebach (Hrsg.), *Resilienzfördernde Psychotherapie für Kinder und Jugendliche: Grundbedürfnisse erkennen und erfüllen* (1. Auflage). Beltz.

Walper, S., Ulrich, S. M., & Kindler, H. (2023). Familiäre Belastungsfaktoren für die emotionale Entwicklung junger Kinder. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz*, 66(7), 717–726. <https://doi.org/10.1007/s00103-023-03730-3>

- Weiss, H. (2023). Sich-Einlassen mit dem „Fremden“ im Anderen und im Eigenen: Eine Grundlage der Arbeit mit Familien in Armut und Benachteiligung. In U. Wilken & B. Jeltsch-Schudel (Hrsg.), *Elternarbeit und Behinderung* (2te erweiterte und überarbeitete Auflage). W. Kohlhammer GmbH. <https://doi.org/10.17433/978-3-17-043007-5>
- Werner, E. (1993). Risk, resilience, and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study. *Development and Psychopathology*, 5(4), 503–515. <https://doi.org/10.1017/S095457940000612X>
- Werner, E. (2011). Risiko und Resilienz im Leben von Kindern aus multiethnischen Familien. In M. Zander & M. Roemer (Hrsg.), *Handbuch Resilienzförderung* (S. 32–50). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wie spricht man richtig über Behinderung? Eine Expertin klärt auf.* (2025, Dezember 3). Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). <https://www.srf.ch/radio-srf-1/inklusion-und-sprache-wie-spricht-man-richtig-ueber-behinderung-eine-expertin-klart-auf>
- Wustmann, C. (2021). *Resilienz: Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern: Beiträge zur Bildungsqualität* (W. E. Fthenakis, Hrsg.; 8. Auflage, unveränderter Nachdruck). Verlag an der Ruhr.

Anhang

Leitfaden Geschwisterkinder

Vor dem Interview:

- Uns und unsere Bachelorarbeit vorstellen
- Infos zur Tonaufnahme und Anonymisierung zusichern/ Datenschutzblatt abgeben
- Fragen klären
- Info zum Start der Aufnahme

Einstiegsfragen

- Erzähl mal, wo bist du aufgewachsen und wo lebst du jetzt?
- Wie sieht deine familiäre Situation aus?
- Wie viele Geschwister hast du?
- Welche Art von Beeinträchtigung hat dein Geschwister?
- Geschwisterbeziehung
- Wie ist deine Beziehung zum Geschwister heute?
- Wie oft seht ihr euch?
- Was für Unterstützung gibt es seitens deiner Familie?
- Was war gut im gemeinsamen Aufwachsen?
- Gibt es schöne Erinnerungen, die dir besonders geblieben sind?
- Was war herausfordernd im gemeinsamen Aufwachsen?
- Hat sich deine Beziehung zu deinem Geschwister mit der Zeit verändert?
- Unterstützt du dein Geschwister? Wenn ja wie?

Psychosoziale Entwicklung

- Gab es Situationen, in denen du gemerkt hast, dass dein Aufwachsen anders war als bei anderen Kindern?
- Gab es aus deiner Sicht Unterschiede, wie deine Eltern mit dir und deinem Geschwister mit Beeinträchtigung umgegangen sind?
- Gab es Situationen, in denen du dich ausgeschlossen oder unverstanden gefühlt hast?
- Hast du über diese Situationen, in denen du dich unverstanden gefühlt hast geredet? Und wenn ja mit wem?
- Welche Rolle haben deine Freund*innen und dein Umfeld gespielt?
- Wie war es für dich, wenn andere auf dein Geschwister reagiert haben?

Bedürfnisse Geschwisterkinder

- Wenn du an deine Kindheit oder Jugend denkst, was war dir damals besonders wichtig? Gab es jemanden der dir das ermöglicht oder geholfen hat?
- Gab es Dinge, die dir gefehlt haben, oder die nicht beachtet wurden? Wenn ja, welche?
- Wie hast du gemerkt, wenn jemand auf deine Wünsche oder Bedürfnisse eingegangen ist? Was wurde gemacht?
- Hattest du manchmal das Gefühl, zurückstehen zu müssen? Wie hast du das erlebt?
- Gab es jemanden, der dich besonders gut verstanden hat oder auf dich eingegangen ist? Wer war das und wie hat er/sie das gemacht?

Resilienz

- Was war für dich schwierig in deiner Kindheit/Jugend?
- Wie bist du mit schwierigen Situationen umgegangen?
- Gab es Strategien oder Dinge, die du selbst entwickelt hast, um gut mit der Situation umzugehen?
- Welche Menschen ausserhalb der Familie haben dir geholfen?
- Gibt es Eigenschaften, die du durch die Erfahrung des gemeinsamen Aufwachsens entwickelt hast?
- Haben deine Eltern über dein Geschwister mit dir gesprochen?
 - Ja -> War das hilfreich für dich?
 - Nein -> Weshalb haben sie nicht darüber gesprochen und wie hättest du gerne darüber gesprochen?
- Hattest du das Gefühl, mit deinen Eltern über deine Gefühle sprechen zu können?
- Gab es Konflikte zwischen dir und mit deinem Geschwister mit Beeinträchtigung?

Sozioökonomischer Status

- Manche Familien haben weniger Ressourcen, sei es Zeit, Geld oder Unterstützung.
- Wie war das bei euch?
- Wie hast du das wahrgenommen und an was hast du das gemerkt?
- Gab es Dinge, auf die du verzichten musstest?
- Wie hat dich das geprägt?
- Haben dich Vergleiche mit anderen Kindern beschäftigt?
- Erfahrungen mit Sozialer Arbeit
- Welche Art von Unterstützung hättest du als Kind gebraucht?

- Welche Erfahrungen hast du mit Unterstützungsangeboten (der Sozialen Arbeit oder anderen Angeboten) gemacht?
- Hast du diese genutzt und
 - Wenn ja, warum?
 - wenn nein, warum?
- Inwiefern waren die Unterstützungsangebote hilfreich?
- Was hat dir gefehlt?

Schluss

- Gibt es einen Tipp, den Du Familien und anderen Geschwistern in ähnlichen Situationen geben würdest?
- Was möchtest du, dass Menschen besser verstehen über das Leben als Geschwisterkind?
- Gibt es etwas, das dir noch wichtig ist zu erzählen, dass wir bisher nicht angesprochen haben?

Nach dem Interview

- Sozioökonomische Daten nachfragen
- Alter, Geschlecht, Beruf/Ausbildung
- Beruf der Eltern
- Bedanken
- Was passiert nun mit den Daten
- Erreichbarkeit über Mail, falls noch etwas Relevantes seitens der Interviewteilnehmenden einfällt

Leitfaden Expert*innen Interview

Vor dem Interview:

- Uns und unsere Bachelorarbeit vorstellen
- Info zur Tonaufnahme und Anonymisierung zusichern/ Datenschutzblatt abgeben
- Fragen klären
- Info zum Start der Aufnahme

1. Bitte erzählen Sie von Ihrer Tätigkeit im Bereich von Geschwisterkindern
2. Welche konkreten Belastungen beobachten Sie bei Geschwisterkindern aus sozio-ökonomisch benachteiligten Familien im Vergleich zu anderen?
3. Welche besonderen Stärken oder Ressourcen beobachten Sie bei diesen Geschwisterkindern?
4. Welche spezifischen Angebote stehen aktuell für diese Kinder in Ihrer Region/Organisation zur Verfügung?
 - I. Können Sie ein konkretes Projekt/Angebot nennen, das sich bewährt hat?
5. Welche Erfahrungen haben Sie mit der Teilnahmequote gemacht und welche Gruppen nehmen die Angebote besonders wahr?
6. Inwiefern werden Eltern und andere Familienmitglieder in bestehende Angebote einbezogen?
7. Über Welche Wege erreichen Sie Geschwisterkinder am besten?
8. Welche Hürden verhindern aus Ihrer Sicht den Zugang zu Angeboten?
 - I. Wie gehen Sie damit um?
9. Welche Art von Angeboten fehlt Ihrer Meinung nach besonders?
10. Welche Begründung würden Sie anführen, weshalb die Soziale Arbeit sich explizit mit Geschwisterkindern befassen soll?
11. Welche Rolle sollte die Soziale Arbeit Ihrer Meinung nach übernehmen, um Geschwisterkinder wirksam zu unterstützen?

12. Welche Forschungslücken sehen Sie in Bezug auf Geschwisterkinder aus sozioökonomisch belasteten Kontexten?

13. Gibt es noch etwas, was Ihnen noch wichtig ist zu erzählen, dass wir bisher nicht angesprochen haben?

Nach dem Interview

- Bedanken
- Was passiert nun mit den Daten
- Erreichbarkeit über Mail, falls noch etwas Relevantes seitens der Interviewteilnehmenden einfällt

Datenschutz und Freigabeformular

Ich bestätige mit meiner Unterschrift, dass ich der Tonbandaufnahme des Interviews zum Thema Geschwisterkinder zugestimmt habe. Das Interview darf in anonymisierter Form unmittelbar für eine studentische Arbeit an der Hochschule Luzern Soziale Arbeit verwendet werden.

Name:

.....

Adresse:

.....
.....
.....

Ort und Datum:

.....

Unterschrift:

.....

Kategorien Leitfadeninterview

Kategorien	Codes
Resilienz	Schutzfaktoren
	Risikofaktoren
Bedürfnisse	Geschwisterkinder gegenüber sich selbst
	Gegenüber Familie
	Gegenüber Umwelt (Schule, Peers etc)
Beziehungen	Zu Geschwister
	Zu Eltern
	Zu Umwelt (Peers, Schule, weitere Personen etc.)
Unterstützung	Soziale Arbeit
	Schule
	Therapien
	Umfeld
	Geschwisterkind
Sozioökonomischer Status	Finanzieller Aspekt
	Sozialer Aspekt
	Persönlicher Aspekt

Kategorien Expert*inneninterviews

Kategorien	Codes
Zugänge	Erschwerende Faktoren
	Vereinfachende Faktoren
Angebote	Bestehende Angebote
	Ideen für/ fehlende Angebote
	Zielgruppe (für wen wichtig)
Erfahrungen	Positive Erfahrungen
	Negative Erfahrungen
	Einfluss Sozioökonomischer Status
Profession SA	Sensibilisierung
	Wichtigkeit
	Rolle
	Handlungsfelder (wo kann man mit GK zusammenarbeiten)
Bedürfnisse	Zielgruppe Kinder
	Zielgruppe Jugendliche
Vernetzung	